

Andrea Sturm

# **Annäherung**

**Ein Versuch über die Einsamkeit**

Es läutete. Nur mühsam konnte sie sich aus dem Traum befreien, der ihr vormachen wollte, das durchdringende Geräusch sei eine Fahrradklingel. Sie wälzte sich aus dem Bett, tastete im Dunkeln nach ihrem Bademantel, verblüfft und erschreckt davon, daß mitten in der Nacht jemand an ihrer Tür klingelte. Oder war es schon Morgen? Ein Blick auf den Radiowecker zeigte ihr, daß ihr erstes Gefühl richtig gewesen war: Halb vier.

„Wer ist da?“, fragte sie, nachdem der Hörer der Gegensprechanlage ihr im Dunkeln fast aus der Hand gefallen wäre. Stille, lange genug, um sie davon zu überzeugen, daß es nur der Streich irgendwelcher blöder Nachtschwärmer gewesen war. Dann, als sie schon umdrehen wollte, dem Sog der weichen Bettdecken folgend, ein Räuspern, gefolgt von „Steve.“ Sie unterdrückte einen Seufzer, drückte den Türöffner. Erst ihre Enttäuschung machte ihr bewußt, daß ein Teil von ihr überzeugt davon gewesen war, es sei Silvio da draußen, Silvio, der immer zu den unmöglichsten Zeiten gekommen war, als er noch zu ihr gekommen war, Silvio, der jetzt weit weg lebte, mit einer Freundin, die dem Wiener Boden weniger verwurzelt war als sie.

Draußen setzte sich der Lift in Gang, und als sie Schritte draußen im Flur hörte, machte sie Licht, öffnete die Wohnungstür und versuchte, sich darauf einzustellen, jetzt mit einem Bekannten zu plaudern, mit jemand, der auf die Idee gekommen war, mitten in der Nacht bei ihr zu läuten.

Erst als er direkt vor ihr stand, hob er den Kopf und sah sie an. „Servus Steve“ sagte sie. „Monika. Hab ich dich geweckt?“ fragte er, und sie mußte den Impuls unterdrücken, mit einem „Nona“ zu antworten, sie hatte seine Augen gesehen und war plötzlich sicher, daß er gar nicht wußte, wie spät es war, was für einen Tag man schrieb. Irgendetwas war passiert. Warum kam er zu ihr? Ausgerechnet. Sie trat zur Seite, um ihn in die Wohnung zu lassen, da standen sie nun im Vorzimmer, sie zu müde um die Situation im Griff zu haben, er, wie es schien, ohne Bezug zu Zeit und Raum. Er hatte nur ein T-Shirt an, sah sie jetzt, es war nicht kalt gewesen in den letzten Tagen, aber nicht kalt im Oktober bedeutet nicht, daß man nachts mit einem T-Shirt spazieren gehen kann, er sah verfrorren aus. Sie raffte sich auf, wollte vorausgehen ins Wohnzimmer, suchte Worte um die Frage „Was ist passiert“ freundlicher zu formulieren, da räusperte er sich. „Ich...es tut mir leid, daß ich so hereinplatze. Das war wohl eine blöde Idee. Ich sollte wieder gehen, nicht wahr? Es war wohl ein... Irrtum.“ Er hatte sich schon wieder der Tür zugewandt, und Monika spürte etwas wie Erleichterung. Trotzdem sagte sie: „Nun komm doch erstmal rein. Ich mach uns einen Tee. Laß uns ein wenig plaudern.“ Bemüht, ihrer Stimme einen Klang zu geben, als wäre das alles ganz normal. Als käme jeden Tag - jede Nacht - jemand rein, mit verwirrtem Blick, dem verfrorenen Aussehen eines Afrikaners in Grönland. Sie wußte selbst nicht, warum sie das tat. Wußte nicht, ob sie wollte, daß er annahm. Aber mit seiner Reaktion hatte sie am wenigsten von allen gerechnet: Er wurde wütend, polterte: „Alle wollen mich immer festhalten. Alle wollen mich einsperren. Du bist gar nicht anders.“ Dabei wich er zurück, als hätte er wirklich Angst, sie würde mit Handschellen kommen oder mit die Tür hinter ihm absperren. Er *hatte* wirklich Angst, sah sie, und ihr wurde bewußt, daß nicht nur etwas passiert war, was ihn vorübergehend aus dem Gleis geworfen hatte. Er wußte gar nicht mehr, daß es jemals ein Gleis gegeben hatte. Laß ihn gehen, riet ihr ein Instinkt, Laß ihn gehen, möglichst schnell, möglichst weit weg, bevor etwas passiert. aber diese Stimme war leise, gedämpft von dem Wunsch zu erfahren, was ihn so weit bringen konnte, ihr unstillbares Verlangen, alles zu wissen, alles zu erfahren, was sie auch nicht im geringsten anging. Fast gegen ihren Willen sagte sie, um eine gleichmütige Stimme bemüht: „Ich will dich nicht einsperren. Ich wollte dir nur eine Tasse Tee anbieten, damit deine Finger wieder auftauen. Du bist ja völlig durchgefroren.“

Es kam keine Antwort, noch immer stand er an vor der Eingangstür, bereit zur Flucht, falls sie eine Bewegung in seine Richtung machte. Sie zuckte die Schultern. „Ich mach mir jedenfalls einen Tee,“ sagte sie, und ging ins Bad, drehte die Heizung auf, die sie über nacht wie immer ausgeschaltet hatte, dann in die Küche, stellte den Wasserkessel auf den Herd, holte die Teekanne aus dem Schrank, füllte das Sieb mit Tee, alles mit langsamen, gemessenen Bewegungen, die ihr helfen sollten, das innere Gleichgewicht wiederzufinden, eine Entscheidung zu treffen. Während all dieser Verrichtungen, und während sie da stand und wartete, daß das Wasser zu kochen anfing, hörte sie keinen Laut aus dem Vorraum. Sie konnte nicht sehen, wo er stand, und wartete auf irgendetwas, daß die Tür ging vielleicht, vielleicht auch auf einen Satz von ihm, einen vernünftigen womöglich, aber es kam nichts. Dann, als sie das Wasser über die Teeblätter goß, nahm sie eine Bewegung wahr, und er stand in der Tür. Sie suchte eine Schale aus der Abwasch, spülte sie nochmals und wartete, bis der Tee seine Teefarbe hatte, dann füllte sie die Schale und schaute ihn zum ersten Mal wieder an. „Na?“ fragte sie, und er zögerte, dann kam er und nahm die Schale mit beiden Händen, es sah so aus, als hätte er all seinen Mut zusammennehmen müssen, um so nahe an sie heranzutreten, aber sie tat so als hätte sie es nicht bemerkt, spülte eine zweite Schale ab und goß sich selbst ein, alles bewußt langsam, nicht nur um ihn nicht zu erschrecken, vor allem versuchte sie zu einem Entschluß zu kommen, wie sie mit der Situation umgehen sollte.

Mit der Teetasse in der Hand setzte sie sich an den Küchentisch. Sie wußte, er würde sich nicht zu ihr setzen, wenn sie es ihm anbot. Aber nach einer Weile, auch sie hatte für den Moment da Zeitgefühl verloren, kam er von selbst, setzte sich, schaute sie an. Dann wieder in die Teetasse.

Als das Schweigen laut zu werden begann, suchte sie nach einem Satz, um ein Gespräch zu beginnen. Ohne ihn direkt anzuschauen, nahm sie nun Einzelheiten an seiner Person wahr, die sie vorher nicht bemerkt hatte. Seine Hände mit den langen, schmalen Fingern, die ihr schon aufgefallen waren, als sie sich zum ersten Mal begegnet waren, sahen blutleer aus. Und schmutzig. „Vielleicht sollte ich die Heizung höher stellen“, dachte sie laut, und

erhielt zu ihrer Überraschung eine Antwort. „Ja, das wär gut.“

Sie tat es, und die vertrauten Geräusche der Therme gab ihr etwas von ihrem Selbstverständnis zurück. Während ihrer Abwesenheit war er näher an die Heizung gerückt, hielt die Teetasse immer noch mit beiden Händen, ohne daraus zu trinken, es mußte ihm bewußt geworden sein, daß er fror. Sie setzte sich wieder an die andere Seite des Tisches, immer noch unschlüssig, den Kopf wie voll von Watte wegen der ungewohnten Stunde; daran, daß sie kämpfen mußte, um die Augen offenzuhalten, merkte sie, daß sie sich entspannt hatte. „Wie lange hast du nicht geschlafen?“ fragte sie ihn, ohne zu wissen, woher der Gedanke gekommen war. Erst als sie aufgehört hatte, auf eine Antwort zu warten, sagte er: „Ich weiß nicht. Ich ...weiß nicht. Lange.“

Er sah sie an, unsicher, dann wieder an ihr vorbei. Als würde er sagen: Hilf mir! Und dann wieder: Laß mich in Ruhe!

Sie hatte wieder einmal das Rauchen aufgeben wollen, doch jetzt hatte sie das Gefühl, sie müßte rauchen, um der Situation etwas Vertrautes zu geben. In der Daunenjacke sollten noch welche sein, dachte sie, und stand auf, um sie zu holen.

„Was machst du?“ voller Angst kam das, und sie merkte, daß sie sich geirrt hatte. Er hatte sich nicht beruhigt. Nicht sehr. „Ich schau nach, ob ich noch irgendwo Zigaretten hab.“ Instinktiv wußte sie, daß sie seine Angst nicht bemerken durfte. Sie bewegte sich langsam, leise. Einmal hatte sie eine Katze gehabt, aus dem Tierheim, die bei jedem lauten Geräusch unter dem Bett verschwunden war, noch monatelang, nachdem sie schon bei ihr lebte. Sie dachte, daß sie bereits begonnen hatte, Steve so zu sehen wie diese Katze: Jemand, den man zähmen mußte. Dem man die Angst nehmen mußte, eine Angst, von der man nicht wußte, woher sie kam, wodurch sie ausgelöst wurde. Sie dachte daran, daß sie manchmal wütend geworden war auf diese Katze, weil die nicht verstehen wollte, daß es ihr in ihrem neuen zu Hause besser ging. Daß es manchmal schwer gewesen war, diese Wut für sich zu behalten.

In der Jacke waren keine Zigaretten, und sie erinnerte sich daran, ein Päckchen in den Schreibtisch gelegt zu haben beim Aufräumen, ein Päckchen ungarische, die man unter normalen Umständen nicht raucht, sondern als Kuriosität herumliegen hat, die man jedem anbietet und die keiner rauchen will. Da lagen sie noch, unberührt, ein Feuerzeug auch. Ich seh das viel zu dramatisch, dachte sie. Steve ist verwirrt, überdreht. Alles, was ich tun muß, ist, ihn zum Schlafen zu bringen.

In der Küche bot sie ihm eine Zigarette an, nahm selbst eine, der Rauch füllte den Raum und nahm dem Licht seine Schärfe. Draußen, hinter den Dächern, wurde es schon heller. Wann wird es hell im Oktober, fragte sie sich, wie spät mag es sein?

„Monika“ sagte er, sie wurde aus ihren Gedanken gerissen und war fast überrascht, daß er wirklich da war, beinahe wäre sie versunken in irgendeine Träumerei - beinahe wäre sie eingeschlafen. Sie nickte ihm zu, sprich weiter, „was soll ich tun?“ fragte er.

Sie traute sich jetzt, ihn direkt anzuschauen, er hatte sie etwas gefragt, hatte ihr erlaubt, sich einzumischen, sie bildete sich ein, einen Funken Vernunft in seinen Augen zu sehen, wußte aber gleichzeitig, daß das Wunschenken sein mußte. Man kann Augen nicht lesen. Oder nur ganz selten. Wenn ich jetzt etwas Falsches sage, dachte sie, was passiert dann?

„Zuerst mußt du ein heißes Bad nehmen.“ Keine Unsicherheit darf ich jetzt zeigen, dachte sie, er hat mich etwas gefragt, er vertraut mir. Ich darf ihn nicht enttäuschen.

Warum tue ich das, fragte sie sich, und sprach weiter: „Dann solltest du dich ein Weilchen hinlegen.“

„Ich kann nicht schlafen“, und schon war es passiert, etwas in seiner Stimme sagte ihr, daß sie das hätte wissen müssen, sie hatte ihn bereits enttäuscht.

„Das macht nichts“, sagte sie, „trotzdem solltest du dem Körper Ruhe gönnen. Einfach nur hinlegen und entspannen. Ich mach dir ein Gästezimmer aus dem Büro.“ Sie hatte es geschafft, den Sätzen einen Sinn gegeben, der ihn nicht gegen sie aufbrachte. Gleichzeitig ärgerte sie sich über ihre geschraubte Ausdrucksweise.

Sie stand auf, ging zur Tür, jetzt, wo sie einen Plan hatte, wollte sie den auch durchführen. Er zögerte noch. „Komm!“ sagte sie. „Du wirst mich nicht verraten?“ fragte er, und mit großer Selbstverständlichkeit antwortete sie: „Nein.“ und dachte: Nicht jetzt jedenfalls. Nicht bevor ich weiß, worum es eigentlich geht.

Im Bad drehte sie die Wasserhähne auf, suchte ein großes, weiches Handtuch heraus, fand nach einiger Überlegung auch noch ein überlanges T-Shirt, das ihm passen mußte. „Das kannst du dann anziehen“, sagte sie, „deine Sachen laß einfach hier liegen, ich steck sie dann in die Waschmaschine.“ - Selbstverständlichkeiten schaffen, dachte sie, das ist es, was ihm fehlt. Die Wanne war halb voll.

„Ich laß dich jetzt allein“, sagte sie, ich mach dir das Zimmer zurecht.“ Er sah aus, als wollte er etwas sagen, doch dann nickte er nur.

Sie ging hinaus und ließ die Tür halb offen, sie hatte Angst, er würde in der Badewanne noch einschlafen und dabei ertrinken. Während sie ihren Computer aus dem Arbeitszimmer schob und das Bettzeug aus den Schränken zusammensuchte, hörte sie die ganz normalen Wannengeräusche aus dem Bad, und ertappte sich dabei, daß sie dachte, wie heimelig das doch war, sie hatte zu lange alleine gelebt, sie mußte sich selbst daran erinnern, wieso sie das tat, und sie durfte nicht vergessen, daß Steve kein normaler Besuch war. Ich bin zu müde, um mit so etwas umzugehen, dachte sie, und konzentrierte sich darauf, die Ausziehcouch gemütlich zu machen, mit Leintuch, 2 Polstern, einer weichen Tuchent. Was noch? Sie nahm ein paar Unterlagen, an denen sie arbeiten wollte vom Schreibtisch, dazu Schreibzeug, Lineal. Der Eßtisch muß dafür herhalten, dachte sie, ich kann nicht mitten in der

Nacht einen Schreibtisch durch die Wohnung schieben. Das wär's dann? Sie sah sich um im Zimmer, zog eines der beiden Rollos herunter, gemütliches Halbdunkel, draußen war es fast schon Tag. Sie ging ins Schlafzimmer, um auf die Uhr zu schauen, viertel vor 6. Was sie nie schaffte: Früh genug aufzustehen, um einen Sonnenaufgang zu sehen, heute hätte sie ihn sehen können. Aber es war bewölkt.

Sie hörte Steve aus der Wanne steigen, und um ihm Zeit zu geben, ging sie in die Küche, goß sich noch einmal Tee ein, der jetzt dunkelbraun war und bitter roch, warum vergeß ich immer, die Blätter rechtzeitig rauszunehmen dachte sie, aber sie setzte sich mit ihrer Tasse an den Küchentisch, zündete sich noch eine von den grauenhaften Zigaretten an und wartete. Noch bevor sie zu Ende geraucht hatte, kam er in die Küche. „Hej, das war gut!“ sagte er, und lächelte sogar dabei, für den Moment war alles ganz normal. „Dann solltest du jetzt ins Bett gehen.“ sagte sie, „Ruhe nach einem Bad ist wichtig. Die Füße ausstrecken. Du bist sicher weit gelaufen.“- „Ja.“ Trotzdem war er nicht überzeugt. „Außerdem“, fügte sie hinzu, „habe ich keine Hose, die dir paßt. Und so fängst du gleich wieder zu frieren an.“ Das gab den Ausschlag. Sie ging voran ins Arbeitszimmer - nein, Gästezimmer, korrigierte sie sich in Gedanken - und schlug die Decke für ihn auf. Er legte sich hin, und aus einem unerfindlichen Gefühl heraus deckte sie ihn zu, wie eine Mutter, dachte sie selbst verächtlich, jetzt bin ich zu weit gegangen. Gleich läuft er weg, oder er glaubt, ich will etwas von ihm. Aber er ließ es geschehen, schien es natürlich zu finden. Unsicher, ob sie gehen oder bleiben sollte, fragte sie: „Noch einen Tee?“ - „Nein, danke.“ Er wollte noch etwas sagen, zögerte, sagte dann „Erzähl mir doch, was du so machst!“ Also will er nicht allein sein, dachte sie. Aber er ist so weit wieder zu sich gekommen, daß er das nicht direkt sagen will. „An einer Übersetzung arbeite ich im Moment“, sagte sie, „ein Roman aus dem Italienischen.“ Und sie begann, die Geschichte zu erzählen, ein harmloser Alltagsroman war das, eine Familie, die aus den ärmsten Verhältnissen stammt und nach einem Lottogewinn plötzlich... Er hatte die Augen geschlossen, und noch ehe sie viel weiter gekommen war, hatte sie das Gefühl, daß er eingeschlafen war. Sie war nicht sicher genug, und so sprach sie noch ein Weilchen weiter, ganz leise nur, beinahe schon übertönt von seinen Atemzügen, die bald schon keinen Zweifel mehr daran ließen, daß er wirklich schlief. „Ich kann nicht schlafen“ murmelte sie und mußte lachen dabei.

Sie blieb noch ein Weilchen sitzen, plötzlich erfüllt von einer hilflosen Zärtlichkeit, die sie selbst nicht verstand. Sie hatte nie über ihn nachgedacht. Sie hatte ihn ab und zu getroffen, mit anderen Bekannten, er war ganz bestimmt nicht der Typ Mann, der ihr gefiel. Also konnte es sich nur um den guten alten Mutterinstinkt handeln. Immer wieder hatte der sie erwischt, und sie ermahnte sich, das nicht zu vergessen. Du willst ihm nur die Angst nehmen, vergiß das nicht. Du willst ihn nicht am Hals haben, ein Leben lang. Oder jahrelang. Sie lächelte über sich selbst, dann stand sie auf und ging. Drehte sich noch einmal um und unterdrückte den Impuls, ihm über die Stirn zu streichen. Du drehst hier keinen Film, dachte sie.

Inzwischen war es draußen ganz hell geworden, und anstatt noch einmal ins Bett zu gehen, wie sie es eigentlich vorgehabt hatte, begann sie, sich einen Arbeitsplatz zurechtzumachen. Den Computertisch an die Wand, den Eßtisch im Winkel dazu. Nein, der war als Arbeitstisch zu hoch. Sie holte einen alten Campingklapptisch aus dem Keller, der paßte fürs erste. Darauf die Vorlage, Notizzettel und Wörterbücher aufgebaut, das macht sich gut. Jetzt noch eine Steckdose für den Computer, eine für den Drucker. Der Sessel fehlte noch, sie hatte vergessen, den auch aus dem Zimmer zu schieben, leise ging sie hinein, warf noch einen Blick auf Steve, der sich umgedreht und zusammengerollt hatte, nur keinen Lärm machen mit dem Sessel, dachte sie.

Sie überlegte, ob sie die Tür offenlassen oder zumachen sollte, entschied sich dann für halboffen, er soll nicht das Gefühl haben, allein zu sein, wenn er aufwacht, dachte sie, und sie wollte auch hören, wenn sich drinnen etwas bewegte. Den Sessel also vor den Computer gestellt und den Computer einschalten, dann in die Küche und einen Kaffee anrühren, während der Computer hochfuhr. Die Katze war nun endlich auch aufgewacht, schmuste um ihre Beine und verlangte so ein Frühstück. Nachdem sie ihr eine Portion Dosenfutter angerichtet hatte, erinnerte sie sich an die Wäsche, ging ins Bad und schaltete die Waschmaschine ein. An diesen Verrichtungen beruhigte sie sich, mit diesen Handlungen machte sie den Tag zum Alltag. Dann, mit dem Kaffee und einer weiteren ekelhaften Zigarette, begann sie mit ihrer Arbeit. Duschen würde sie später, wenn sie eine Pause machte, und daß etwas Ungewöhnliches passiert war, hatte sie für den Moment vergessen.

Er schwamm in einem warmen Meer, ohne sich dabei anstrengen zu müssen. Irgendetwas war daran ungewöhnlich. Das leise Klappern im Hintergrund. Woher kommt das? Fragte er sich. Nach einer Weile konnte er es zuordnen. Eine Tastatur, dachte er. Beruhigt, daß er den Ursprung des Geräusches hatte feststellen können, ließ er sich weitertreiben.

Er erwachte, als das Telefon klingelte. Ich muß abheben, dachte er. Es könnte wichtig sein. Das Läuten kam kein zweites Mal, und er konnte jemand sprechen hören. Eine Frau. Zu leise, um einzelne Worte verstehen zu können. Wer hebt mein Telefon ab? Dachte er. Dann etwas näher am Erwachen: Wo bin ich? Er öffnete die Augen, lange genug, um den Raum zuzuordnen. Fremd, dachte er. Aber bestimmt kein Krankenhaus. Ohne daß er selbst wußte warum, beruhigte ihn dieser Gedanke. Er wollte aufstehen, herausfinden, wo er gelandet war, aber er fühlte sich so angenehm warm unter der Decke. Ein bißchen Zeit habe ich noch, dachte er schläfrig, ich muß das genießen. Wer weiß, wann ich wieder Gelegenheit dazu habe.

Etwas bewegte sich zu seinen Füßen. Er erschrak, fuhr hoch. Da saß eine Katze. Genauso erschreckt von seiner unerwarteten Bewegung wie er von ihrer Ankunft. Sie starrte sich einen Moment lang an, dann ließ er sich wieder zurücksinken. Schon gut, murmelte er der Katze zu. Die starrte noch einen Moment weiter, dann legte sie sich hin, begann zu schnurren und sich zu putzen. Er hatte plötzlich Tränen in den Augen. Ich darf mich nicht bewegen, dachte er, sonst läuft sie weg. Das wär nicht gut. Er lag ganz still und hörte auf die Geräusche der Katze. Ihr Schnurren. Er fühlte sich wohl. Ist es das, was sie Geborgenheit nennen? fragte er sich. Noch einmal versank er in dem warmen Weich.

Dann das Geräusch von Regen. Die Katze war weg. Hab ich geschlafen? Dachte er. Ich kann doch gar nicht schlafen. Das graue Halbdunkel im Zimmer gefiel ihm nicht. Ein tristes Licht, das ihn in seiner wohligen Schlaftrunkenheit störte. Er wollte aufstehen und fand, das es schwer war, sich zu bewegen. Als er endlich auf den Füßen stand, schwankte er ein wenig. Schwarze Punkte bildeten sich vor seinen Augen und breiteten sich aus, als er sich streckte, um wieder beweglich zu werden. Er setzte sich wieder hin, auf die Bettkante. Nach einer Weile war das Gefühl des Ohnmächtigwerdens verschwunden.

Das Regengeräusch hörte abrupt auf. Er ging zum Fenster, die Straße war trocken. Natürlich, dachte er, jemand duscht sich. Hinter der Wand muß das Badezimmer sein. Ich sollte langsam herausfinden, wo ich bin. Was passiert ist.

Er schaute sich nach seinen Kleidern um, fand sie aber nicht. Ein wenig lächerlich kam er sich vor in dem knielangen T-Shirt, das er trug. Wenigstens ist keine Mickey Mouse drauf, dachte er in einem Anflug von Humor. Dann ging er aus dem Zimmer und schaute sich um. Das ist Monikas Wohnung, dachte er. Mit dem Gedanken kam ein Stück Erinnerung. Unklar, verschwommen. Dunkle Straßen. Kälte. Ein Türschild. Ich muß vorsichtig sein, dachte er. Jemand will mir etwas Böses. Oder hab ich etwas angestellt? Etwas in ihm widersetzte sich der Erinnerung. Er gab nach. Für den Augenblick.

Aus dem Bad hörte er jetzt einen Fön. Etwas Zeit habe ich noch, dachte er, bevor ich mit ihr sprechen muß. Es wäre nicht gut, zuzugeben, daß ich mich nicht erinnern kann. Sie würde mich auch für verrückt halten.

Einen Moment lang spürte er dem Auch nach, das sich in den letzten Gedanken eingeschlichen hatte. Diesmal kam nichts. Unsicher ging er weiter, hinaus auf den Gang, dann, nach einem Moment des Zögerns, in die Küche. Kaffee stand auf der Wärmeplatte, der Geruch erfüllte das Zimmer. Er war versucht, sich eine Tasse einzugießen. Du bist hier nicht zu Hause, sagte er sich. Er setzte sich an den Tisch. Gestern bin ich auf der anderen Seite gesessen, dachte er. Damit kam wieder ein Teil Erinnerung. Monikas verschlafenes, verwirrtes Gesicht. Seine Scham darüber, in ein fremdes Leben einfach so einzubrechen. Seine Angst, sie würde ihn verraten. An wen? Fragte er sich. Bevor er der Frage nachgehen konnte, hörte er, wie Monika aus dem Bad kam.

Er stand auf, schob dabei absichtlich den Sessel lauter zurück als nötig, damit sie wußte, wo er war.

Sie kam in die Küche, im Bademantel, und er hatte wieder das peinliche Gefühl, fremden Alltag zu stören. Doch ihr schien nicht bewußt zu sein, daß Gespräche im Bademantel für ihren Bekanntschaftsgrad nicht passend waren. Oder hab ich da noch etwas vergessen, fragte er sich. Wie bin ich hierher gekommen? Und wann?

„Guten Morgen! Ausgeschlafen?“ fragte sie, und die Selbstverständlichkeit, mit der sie seine Anwesenheit betrachtete, verwirrte ihn noch mehr. Vielleicht muß man damit so umgehen, dachte er. Vielleicht ist das ein Weg, um sich Peinlichkeiten zu ersparen. Er gab sich einen Ruck. Irgendwie muß ich antworten, dachte er. „Ja, ich glaub schon.“ Seine leicht belegte Stimme brachte beide zu Lächeln. Das ist besser, dachte er.

„Kaffee?“ fragte sie, „Oder lieber Tee zum Frühstück?“ - „Kaffee ist toll.“ sagte er. Noch immer wußte er nicht, wie er vom vorhergehenden Abend anfangen sollte. Irgendetwas mußte er sagen. Er schaute ihr zu, wie sie Kaffee in zwei Tassen goß, Milch und Zucker auf den Tisch stellte. „Hunger auch?“ fragte sie. Er zuckte die Schultern. „Ich schon.“ sagte sie, und begann, den Kühlschrank auszuräumen. Wurst, Käse, Marmelade. Ob sie das auch macht, wenn sie alleine ist, fragte er sich. Er beneidete sie um die Selbstverständlichkeit, die sie ausstrahlte. Ich will kein Eindringling sein, dachte er. Ich sollte von hier verschwinden. Und gleich darauf: Wohin? Ich hab keine

Wohnung mehr. Er wußte jetzt, daß er sich erinnern konnte. Wenn er wollte. Er wollte nicht.

„Wo ist meine Hose?“, fragte er. „Ich fühl mich ein bißchen komisch, so im Nachtgewand...“.

„Deine Sachen sind im Trockner. Müßten eigentlich fertig sein.“ Sie ging voraus ins Bad, machte den Trockner auf. „Na bitte. Frisch, sauber und vorgewärmt. Du kannst Dir eins von meinen Sweatshirts nehmen, fürs T-Shirt allein ist es heute wohl zu kalt.“ - „Danke.“ sagte er, mit dem Gefühl, er müßte eigentlich mehr sagen. Es schien ihr nicht aufzufallen. „Handtücher sind da drin, wenn du dich frisch machen willst. In der Lade dort müßte noch eine neue Zahnbürste sein.“ Sie ging hinaus.

Er war erleichtert, allein zu sein. Ihre Gegenwart gab ihm das Gefühl, sich wie ein Idiot zu benehmen. Sie hat et was für dich getan, was nicht selbstverständlich ist, dachte er. Sie hat mitten in der Nacht einen beinahe Fremden in ihr Haus gelassen. Einen beinahe Fremden, der sich benommen hat, als wäre er völlig übergeschnappt. Warum hat sie das getan? Gehört sie zu denen, die mich fertigmachen wollen? Ist ihre Art, mich aufzunehmen, nur eine besonders gewiefte Form von Einsperren? Warten sie schon auf mich, da draußen?

Er ertappte sich bei wilden Fluchtgedanken, vielleicht könnte ich mich aus dem Fenster abseilen, dachte er. Und dann: Unsinn. Was geht da in mir vor?

Er duschte sich, um das dumpfe Gefühl des Schlafes aus dem Körper zu vertreiben. Dann Zähneputzen, und Rasieren, dachte er. Aber natürlich war kein Rasierzeug da. Er strich sich die Wangen. Auch gut. Dreitagebart ist in. Die Beschäftigung mit seinem Körper gab ihm etwas von seiner Selbstverständlichkeit zurück. Ich werde frühstücken, dann geh ich, dachte er. Ich werd ihr vorher ein paar Dinge erklären müssen. Mir fällt schon was ein.

Als er wieder in die Küche kam, war sie in Jeans und Pulli. Er war froh darüber, nicht mehr darauf achten zu müssen, wo er hinschaute. Sie telefonierte. Er setzte sich und hörte, wie sie eine Verabredung absagte. Fitneß center. „Ich hab nicht gut geschlafen“, sagte sie. Und nach einer Pause: „Ja, gut. Wir hören uns.“. Einen Moment lang, überlegte er, ob das ein Code sein konnte. Jetzt kommen sie mich holen, dachte er. Und wußte gleichzeitig, daß das ein fremder, ein kranker Gedanke war.

„Na, wie geht's jetzt? Du siehst viel besser aus als gestern.“ Sie lächelte, war freundlich. Trotzdem kam, was kommen mußte. „Was ist eigentlich passiert?“ fragte sie. Etwas mußte sich in seinem Gesicht gespiegelt haben, denn sie setzte hinzu: „Du mußt mir natürlich nichts erzählen, wenn du nicht willst. Das ist OK.“. Aber er wußte, daß es nicht OK war. Jetzt muß ich zahlen, dachte er. Sie hat mich von der Straße geholt für eine Nacht, jetzt muß ich den Preis zahlen. Und: Sie schreibt. Sie glaubt, sie hat sich eine Story gekauft mit ihrem Verhalten. Meine Story. Sie soll eine Story haben. Er war wütend, ohne genau zu wissen warum. Wütend auf sie, weil sie die Frage gestellt hatte. Wütend auf sich selbst, weil er nicht darauf eingehen konnte. Wütend, weil er die Situation nicht im Griff hatte.

„Das ist eine lange Geschichte“, sagte er, um Zeit zu gewinnen. Ihm fiel nichts ein. „Hast du eine Zigarette?“ Wie ein zum Tode Verurteilter, dachte er. Am besten ich erfinde eine traurige Liebesgeschichte. Darauf fährt sie bestimmt ab.

Als sie mit diesen fürchterlichen Zigaretten wiederkam, feilte er noch an den Einzelheiten. Er zündete eine an, sog tief den Rauch ein, um seine Wichtigkeit zu unterstreichen, und setzte seinen traurigsten Dackelblick auf. Noch ein paar Sekunden warten, dachte er. Wie in den französischen Filmen. Dann schaute er sie an. Und begann zu erzählen. Und erzählte zu seiner Überraschung genau das, was wirklich passiert war.

„Ich habe meinen Job verloren“, begann er. „Ich war nicht besonders gern dort, wer ist schon gern Verkäufer, aber was passiert ist hat mich einfach verrückt gemacht. Sie haben behauptet, ich hätte gestohlen. Nicht aus der Kassa oder Kleinteile aus dem Lager. Kunden soll ich beklaut haben, beim Beraten, - zack - die Brieftasche aus dem Hosensack, wenn sie neben mir standen. Ich weiß nicht, wie sie drauf gekommen sind,“ nahm er ihre Frage vorweg, „Sie haben gesagt, es wäre mehreren Personen die Brieftasche abhanden gekommen und niemand außer mir war in der Nähe. Ich hab mich gar nicht erst aufs Argumentieren eingelassen. Die Kündigungsfrist wollten sie einhalten, nur sollte ich den Rest der Zeit im Lager arbeiten. Ich hab ihnen gesagt, sie könnten mich am Arsch lecken. Und noch ein paar Gemeinheiten. Dann bin ich gegangen.“

Auch Monika hatte sich eine Zigarette angezündet, während sie ihm zuhörte. Sie war nicht sicher, ob sie die Geschichte überhaupt hören wollte. Sie hatte ihm etwas Gutes tun wollen, mit ihrer Frage. Daß er tatsächlich angefangen hatte zu erzählen, hatte sie überrascht. Und jetzt war es ohnehin zu spät, nichts konnte rückgängig gemacht, nichts konnte zurückgenommen werden. Ich habe einen Fehler gemacht, dachte sie, heute Nacht schon. Ich hätte die Tür gar nicht erst aufmachen sollen. Aber jetzt ist er hier.

Sie schaute ihn an. Er wartet auf etwas, dachte sie, während sie seinem Blick beim Fenster hinaus folgte. „Wohin bist du gegangen?“, fragte sie, um ihm das Weitersprechen zu erleichtern.

„Ich war in einer Art zorniger Hochstimmung“, sagte er. Es hatte ihn Zeit gekostet, diesen Ausdruck zu finden. „Ich habe gedacht, daß ich's ihnen jetzt gezeigt hab. Ich brauch diesen Scheißjob nicht, hab ich gedacht, jetzt mach ich endlich das, was ich immer schon machen wollte. Nehm das Geld aus der Lebensversicherung und dazu einen Kredit auf, und dann mach ich meine kleine Teestube auf, mit Diskussionen, mit Livemusik. Das wollte ich immer schon. Ich bin in meine Stammkneipe gegangen, um diesen Entschluß zu feiern. Ein paar Bier hab ich da getrunken, nicht soviel, daß ich wirklich blau gewesen wäre, aber lustig unterwegs war ich schon. Hab ein paar Leuten von der Geschichte erzählt, nachdem ich sie so verdreht hatte, daß man darüber lachen kann. Dann bin ich nach Haus gegangen. Nach Hause zu Sylvia. Ich wollte ihr erzählen, was passiert war, und daß es eigentlich gut so war, weil wir jetzt endlich tun können, was wir wollen. Aber...“ Er zögerte. Doch er wußte, daß es jetzt zu spät war, der Erinnerung noch einen Riegel vorzuschieben. Auch zum Lügen war es jetzt zu spät. Er schaute Monika an und wußte, daß er ihr vertraute. Das irritierte ihn. Er hatte noch nie jemandem so sehr vertraut. Er hatte sich noch nie jemandem anvertraut. Er wußte, daß es ein Fehler war, so etwas zu tun. Trotzdem sprach er weiter.

„Aber sie hat es schon gewußt. Sie haben angerufen zu Hause und haben ihr den Scheiß erzählt. Und daß sie nicht dazugekommen wären, mir zu sagen, daß sie erwarten, ich würde das gestohlene ersetzen, weil ich gleich geflüchtet wäre. Geflüchtet! - Ja, ich bin geflüchtet. Bevor ich den Arschlöchern ins Gesicht schlagen konnte für ihre Lügen. Sie haben Sylvia angerufen, diese Schweine. Und sie hat ihnen jedes Wort geglaubt. Das hat sie mir ins Gesicht gesagt. Und daß ich überhaupt ganz komisch gewesen wär in letzter Zeit, hat sie gesagt, und daß jemand, der immer mehr will, als ihm zusteht, irgendwann einmal im Dreck enden muß, hat sie gesagt. Mehr als ihm zusteht! Alles was ich will, ist für mich selbst arbeiten, anstatt für die anderen. Dazu brauch ich niemandem etwas wegzunehmen. Das schaff ich schon allein!“

Monika bemühte sich, nicht zu lächeln. Nicht die Geschichte war komisch, sondern seine unbeholfene Art des Erzählens. Ich darf nicht nur die Worte hören, dachte sie. Heute geht es um den Inhalt. Er vertraut mir, dachte sie, warum tut er das? Sie wollte nicht Verantwortung übernehmen für ihn, für sein Leben. Aber indem er alles erzählt, verlangt er das, dachte sie. Sie stand auf, um Kaffee nachzugießen. Sie mußte etwas tun, um aus dem Bannkreis der Worte zu kommen. Er schien es nicht zu bemerken, oder vielleicht wollte er es nicht bemerken. Es ist ihm egal, wer hier sitzt und zuhört, dachte sie, immerhin. Er will seine Geschichte erzählen, muß seine Geschichte erzählen, und jeder, jede halbwegs Fremde wäre ihm recht, wenn sie nur zuhört. Na gut. Das kann ich für ihn tun. Das kostet mich nicht viel.

„Sie hat mir nicht geglaubt,“ wiederholte er, es klang nicht mehr zornig sondern verständnislos. „Ich habe mit dieser Frau sieben Jahre zusammengelebt. Sie müßte das wissen. Sie müßte über mich genug wissen, um sich von den Schweinen nicht täuschen zu lassen. Aber sie hat denen geglaubt, nicht mir.“

Ich hab versucht, mit ihr zu reden. Ihr zu sagen, daß das Blödsinn ist. Aber sie hat sich in die Sache hineingesteigert, und ich hab nur mehr gehört, was ich für ein Arsch bin, was mir überhaupt einfällt, wie ich ihr das antun kann. Ob ich vollkommen übergeschnappt bin. Wie ich dazu komme, sie so zu enttäuschen, und was weiß ich was noch alles. Da bin ich ins Wohnzimmer gegangen, an die Bar.“ Wieder zögerte er. Als ob jetzt noch Zeit wäre, etwas zu verheimlichen. Als ob er immer noch verhindern könnte, sich zu erinnern. Sich glasklar zu erinnern. Es war nicht der Alkohol, der ihn von seiner Erinnerung abgehalten hatte, das wußte er jetzt. Es war die Scham über das, was passiert war. Aber die Vergangenheit kann man nicht verändern. Man muß mit ihr leben. Er schaute Monika an, die ihm aufmerksam zuhörte. Gleich weiß sie alles, dachte er. Dann wird sie mich auch rauswerfen. Und wo geh ich dann hin?

„Ich hab eine Flasche Wodka rausgenommen und sie aufgemacht. Und dann hab ich sie angesetzt und getrunken. Da war weniger als ein Drittel drin, als ich wieder hingeschaut hab. Natürlich ist mir einiges übers Hemd geronnen. Und die Flasche mit dem Rest hab ich dann genommen und gegen die Wand geschleudert, mit voller Wucht. Und dann war sie endlich still, die Sylvia, und hat mich nur mehr mit großen Augen angeschaut. Ich hab ihr gesagt, daß sie eine Schlampe ist, und noch dazu eine dumme. Und noch viel mehr. 7 Jahre sind eine lange

Zeit, und es gibt viele Dinge, die man nie sagt, um die Harmonie nicht zu gefährden. Und wenn die Harmonie dann weg ist, dann kann man es endlich sagen, weil schlimmer kann's eh nicht mehr werden. Hab ich gedacht.

Aber sie hat ohnehin nicht zugehört. Hat Angst vor mir gekriegt. Ist zurückgewichen bis in die hinterste Zimmerecke, als ich auf sie zugegangen bin. Dorthin, wo das Telefon steht. Aber das hab ich nicht mitgekriegt, weil der Wodka dann auch noch eingefahren ist, ich hab Mühe gehabt, überhaupt auf den Füßen zu bleiben. Und sie hat den harten Blick gekriegt und gleichzeitig eine ganz weiche Stimme, sie hat mir gesagt, daß alles gut werden wird, sie weiß jetzt, daß ich krank bin, aber das ist heutzutage keine Schande mehr, hat sie gesagt, es gibt Leute, die mir helfen können.

Und ich war so wütend, aber ich konnte mich nicht mehr ausdrücken, und als sie immer weiter diesen Blödsinn geredet hat und mich am Arm genommen hat wie ein widerspenstiges Kind, da hab ich gewußt, dieser Abend wird immer an mir hängen bleiben, wenn ich jetzt nichts unternehm, auch wenn sie die Scheiße gebaut hat, sie hätte mir glauben müssen, aber alles was passiert ist, wird mein Fehler gewesen sein, für alle Zeit, und ich war so wütend...“

Er brach ab, zündete sich eine Zigarette an. Was kommt jetzt, dachte Monika, er hat sie doch nicht etwa...? Hat er? Er hatte mit leiser, monotoner Stimme gesprochen, und nur an seinen Formulierungen konnte man erkennen, daß er wütend war, noch immer. An den Augen auch, die flogen hin und her, hatten alles im Zimmer und draußen vor dem Fenster abgetastet, wahrscheinlich ohne daß er es bemerkte. Alles, nur sie nicht. Das ist beruhigend, dachte sie. Er spricht noch immer nicht mit mir. Er spricht mit irgendetwem. Er meint nicht mich.

„Ich war so wütend, und ich konnte mich nicht verständlich machen, ich... hab ihr eine Ohrfeige gegeben, das sollte nur ein Hinweis sein, daß ich auch noch da bin, daß ich auch was zu sagen habe, aber ich hab mich nicht mehr unter Kontrolle gehabt, sie ist hingeflogen, aufs Sofa Gott sei dank, hat sich nichts getan... aber sie hat angefangen, hysterisch zu schreien, und plötzlich war ihr Bruder im Zimmer, ihr Vater dann auch, der Telefonhörer war runtergefallen, sie muß die Speicherziffer gedrückt haben - das war ein einziges hin- und herbrüllen auf einmal und ich hab die Hände auf die Ohren gedrückt und gebrüllt 'aufhören!' und plötzlich war es still, ich hab gesagt, 'Na viel Spaß, ich geh jetzt.' Und der Bruder wollte mich zurückhalten, da hab ich ihm auch eine gegeben, ich wollte nur raus, und Sylvia hat wieder zu schreien angefangen, ich soll verschwinden, und zwar sofort, und für immer, sie will mich nicht mehr sehen, und ich hab gesagt 'Das wirst du auch nicht, Baby', es war plötzlich alles wie ein blöder Film um mich herum, ich mußte lachen, und lachend bin ich dann hinausgegangen, ich hab sie immer noch brüllen gehört unten auf der Straße, ich hab immer noch gelacht, ich weiß nicht wie lange, geweint hab ich auch, glaube ich, irgendwann, ich weiß nicht mehr...weiß nicht, wie ich hier hergekommen bin...“

Er hatte das Gesicht in die Hände gelegt bei den letzten Worten, es war alles wieder zurückgekommen, das Geschrei, das verschwommene Gesichtsfeld, das nur klar wurde, wenn man etwas lange direkt anstarrte, er hatte das Foto angestarrt das über dem Sofa hing, während des ganzen Vorfalls, so schien es ihm, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, um sich keine Blöße zu geben, obwohl er sich die längst gegeben hatte, das Foto, auf dem sie beide zu sehen waren, Sylvia und Steve, am Strand von Samos. Ein Film, dachte er, ein blöder Film. Solche Dinge passieren anderen Leuten, nicht mir. Er traute sich nicht, die Hände wegzunehmen, obwohl er sich viel zu theatralisch vorkam. Er wollte ihr nicht ins Gesicht sehen, wollte ihre Reaktion nicht sehen. Sie würde ihn ohnehin gleich hinauswerfen. Frauen schlägt man nicht. Schon gar nicht die eigene Freundin. Schon gar nicht, wenn man betrunken ist. Zivilisierte Menschen betrinken sich nicht. Zivilisierte Menschen werden nicht so wütend. Zivilisierte Menschen können sich ausdrücken. Es ist nicht nötig, jemanden zu schlagen. Es ist unverzeihlich, eine Frau zu schlagen.

Er wartete. Hörte das Geräusch des Feuerzeugs, als sie sich eine Zigarette anzündete. Sie seufzte. Was hat sie zu seufzen, dachte er.

„Erst einmal brauchst du also eine Wohnung.“ sagte sie. „Als nächstes einen Anwalt. Einen guten Anwalt.“ Sie war selbst überrascht, als sie sich diese Dinge so ruhig feststellen hörte. Er hat niemandem wirklich wehgetan, dachte sie erleichtert. Zwei Ohrfeigen sind zwar Scheiße, aber sie bringen niemand um. Normalerweise. Und in gewisser Weise bin ich jetzt verantwortlich. Weil er mir vertraut. Auch wenn das nur Zufall ist, daß ich das bin.

Sie wollte eigentlich gar nichts damit zu tun haben. Mit ihm nicht und mit seinen Problemen auch nicht. Aber sie wußte nicht, wie sie es jetzt noch ablehnen sollte.



Er saß noch in der Küche, als Monika schon lange weg war. Sie mußte zu einem Treffen mit irgendwelchen Verlagsmenschen, hatte sie gesagt, vielleicht wollte sie auch nur weg. Weg von ihm und seiner traurigen Geschichte. Er schämte sich, dafür, daß er sie hatte belügen wollen und dafür, daß er sie mit seiner dummen kleinen Geschichte belastet hatte. Sie hatte nicht gelacht. Sie hatte ihm nichts wegnehmen wollen, nicht von seinen Erlebnissen profitieren wollen, dessen war er sich jetzt fast sicher. Fast sicher muß in meiner Situation genügen, dachte er. Was werde ich tun? Bin ich stark genug, um so etwas durchzustehen? Den Prozeß, wenn Sylvia mich verklagt. Das wird sie natürlich tun. Obwohl es ihre eigene Schuld war, sie hätte nicht an mir zweifeln dürfen.

Vielleicht, dachte er, vielleicht wird alles wieder gut. Vielleicht. Vielleicht versteht sie, wenn ich ihr schreibe. Vielleicht sieht sie ein, daß sie ihnen nicht hätte glauben dürfen. Sie kennt mich doch lange genug, um zu wissen, daß ich nicht stehe. Sylvia. Ich habe gedacht, sie kennt mich. Er sah ihr Gesicht vor sich, ihre Mundwinkel, die sich nach unten zogen, erinnerte sich an das Gefühl, als er ihren Gesichtsausdruck verstanden hatte: Verachtung. Sie verachtete ihn, weil er sich nicht ihrem armseligen kleinen Leben anpassen wollte, das sie für das einzig Wahre hielt. Ihrem armseligen kleinen Leben. Trotzdem wollte er sie nicht verlieren. Wollte nicht die Sicherheit verlieren, die sie für ihn darstellte, die Sicherheit der festen, unverrückbaren Werte, die ihr Leben zu dem machten, was es war. Er würde sich entscheiden müssen. Nein. Er hatte sich entschieden.

Er war verwundert darüber, einigermaßen klar denken zu können. Noch immer waren die Ereignisse der Nacht in ihm lebendig. Er konnte seine eigene Verzweiflung spüren, seine Wut, seine Verwirrung, aber alles war weit weg, als wären Wochen und nicht Stunden vergangen seither. Was wäre gewesen, wenn Monika nicht aufgemacht hätte, heute Nacht, oder wenn ich nicht hierher gekommen wäre, fragte er sich, und dann: Warum bin ich zu ihr gekommen, ich kenne sie doch kaum. Ich habe doch Freunde, gute Freunde, warum bin ich nicht zu ihnen gegangen? Ich habe nicht wirklich gewußt, was ich tue. Vielleicht war es ein Zufall. Vielleicht bin ich zufällig hier vorbeigekommen, habe mich in dem Moment, als ich das Tor gesehen habe, erinnert, daß hier jemand wohnt, den ich kenne.

Aber er wußte, daß es nicht so war. Seine Freunde waren Teil von Sylvias und seinem Leben. Von ihrem armseligen kleinen Leben. Monika war die einzige, von der er wußte, daß sie etwas anderes lebte als ein armseliges kleines Leben. Deshalb war er hierher gekommen. Weil er nichts mehr zu tun haben wollte mit einem armseligen, kleinen Leben, mit einem Leben der kleinen Freuden und kleinen Ärgernisse, mit einem Leben in der Gesellschaft der Maulwürfe. Das alles lag jetzt hinter ihm. Er würde tun, was er wollte. Er würde reisen. Er würde nicht auf eine Altersversorgung hinsparen, von der er nicht wußte, ob er sie je in Anspruch nehmen könnte. Er würde nichts mehr tun, was ihm nicht entsprach.

Wenn sie mir das Geld dazu nicht wegnimmt, dachte er. Wer weiß, was sie dreht, mit ihren Freunden und Freundesfreunden. Die Wahrheit ist nicht relevant vor Gericht, wenn sie 3 Zeugen hinstellt, die aussagen, daß ich sie jahrelang grün und blau geschlagen habe, dann gibt es niemanden, der ihr das nicht glaubt. Ich könnte das Gegenteil nicht beweisen. Dann würde er zahlen müssen. Er fühlte die Wut wiederkommen. Ach was. Auch ohne Geld war er frei. Er war endlich frei, hatte seine Fesseln abgelegt, niemand würde ihn behindern. Sylvia nicht und ihre Freunde auch nicht.

Er ging durch die Wohnung auf der Suche nach Papier und Schreibzeug. Im Wohnzimmer fand er, was er suchte, warf schnell ein paar Worte aufs Papier, daß er am nächsten Tag in die Wohnung kommen würde, ein paar seiner persönlichen Sachen abholen, sie sollte die Wohnung behalten, auch die Möbel, wenn ihr das genügte, dann mußten sie sich nicht streiten. Wenn sie jemanden dabei haben wollte, sollte sie das gerne arrangieren, auch wenn sie selbst nicht da sein wollte, er würde seinen Schlüssel dalassen, sie würde ihn danach jedenfalls nie mehr wiedersehen. Er faltete den Bogen, steckte ihn in den Briefumschlag, schrieb die Adresse darauf. Er steckte den Schlüssel ein, den Monika am Tisch hatte liegenlassen, auch Geld hatte sie ihm hingelegt, leihweise, „Du kannst es mir ja dann wiedergeben.“, hatte sie gesagt.

Er hätte gerne gewußt, warum sie das tat, warum sie ihn überhaupt hereingelassen hatte. Es kam ihm seltsam vor, als er jetzt, mit klarem Kopf, darüber nachdachte. Welche Frau läßt mitten in der Nacht einen entfernten Bekannten in die Wohnung, dachte er, da stimmt doch etwas nicht. Wenn sie nun mit Sylvia unter einer Decke steckt, wenn die beiden mir meine Ersparnisse wegnehmen, während ich hier sitze und die eine für eine dumme Gans halte und die andere für eine seltsame Heilige, wenn das nun alles ein Komplott ist? Er wußte, daß es nicht so sein konnte. Sylvia hatte Monika nicht ausstehen können, und umgekehrt schien es genauso zu sein. Was kann es sonst sein, überlegte er, aber ihm fiel nichts ein, und er wußte, daß er es sich nicht leisten konnte, auf Monikas Großzügigkeit zu verzichten, aus welchen Motiven auch immer sie das tat, was sie tat. Auf dem Weg durch das Treppenhaus fing er an zu pfeifen, so schlimm ist das alles gar nicht, dachte er, und ich bin frei.

## 5.

Monika war nicht zu dem Treffen mit den Verlagsmenschen gegangen, auch wenn der Termin echt gewesen war, seit Wochen fix eingeplant und groß im Kalender notiert. Sie hatte angerufen und den Termin aufgrund einer dringenden Familienangelegenheit abgesagt. Sie hatte Angst, nicht wach genug zu sein für ein Arbeitsgespräch, sie hatte noch immer Watte im Kopf und diesen seltsam klaren Blick, wie nach einem Gewitter oder nach einer durchwachten Nacht.

Stattdessen war sie in die U-Bahn gestiegen und zur Insel gefahren, um spazierenzugehen. Ein Spaziergang im Grünen macht wach, dachte sie, außerdem kann ich meine Gedanken am Besten ordnen, wenn ich die Füße be- wege. Das ist schon immer so gewesen.

Der kalte Wind brannte in ihren Augen, und der Himmel sah nach Regen aus. Das Dunkle in der Natur gab ihr Kraft, wie schon so oft, aber heute dachte sie nicht darüber nach, warum das so war. Sie bemühte sich, an gar nichts zu denken. Sie spielte ihr kleines Spiel, den Fluß, die Möwen, die Schiffe, den Verkehrslärm ganz bewußt hören, bewußt die verschiedenen Grüntöne der Wiesen und Bäume wahrzunehmen, das Grau der Straße dazwi- schen und die wenigen Menschen, die ihr entgegenkamen. Aber es gelang ihr nicht so gut wie sonst.

Warum habe ich das getan, fragte sie sich, warum habe ich die Tür aufgemacht, warum habe ich ihn nicht wegge- schickt, als ich bemerkt habe, was los ist? Weil ich immer gut sein muß, immer da für andere Menschen, immer bereit, wenn jemand Hilfe braucht? Warum bin nie ich es, die Situationen schafft, warum bin ich immer diejenige die reagiert? Mit vollendeten Tatsachen kann ich gut umgehen, weiß immer den besten Weg aus einer Krise her- aus. Wenn man von meinen eigenen einmal absieht, aber die lebe ich allein aus. Ich will niemanden bei mir haben, wenn es mir nicht gut geht. Weil ich mich schäme, auch einmal schwach zu sein. Umso mehr verehere ich die Schwäche in anderen Menschen, einerseits, weil sie mir damit die Möglichkeit geben, wieder einmal stark zu sein, andererseits, weil ich sie darum beneide, daß sie zeigen können, wie es ihnen geht. Vielleicht hätte ich ins Kloster gehen sollen. Die abgeklärte, immer sorgende Schwester. Aber ich brauche meinen Freiraum, meine Individualität. Auf Sex will ich auch nicht verzichten.

Ein Stück weit weg, bei einer anderen Brücke, gab es ein Lokal, in das sie ab und zu ging, nicht eines der schicken Cafés oder Bierlokale, sondern ein ganz altes, unscheinbares Gasthaus. Dorthin steuerte sie auch jetzt, als der Wind anfang, durch ihre Jacke zu pfeifen, sie bestellte sich einen Tee und nahm ihn ungeachtet der Blicke, die da- durch auf sie fielen, mit auf die Terrasse, die heute ihr alleine gehörte. Hier war es still, zumindest was den Men- schenlärm „Sprache“ anging, hier war sie alleine, genau das hatte sie gesucht.

Sie wußte bereits, daß sie Steve nicht wieder hinauswerfen würde, wenn er nicht von selbst ging. Sie hatte es tun wollen, war dann aber von dem Gedanken abgekommen, weil es ohnehin praktisch wäre, wenn noch jemand in der Wohnung wohnen würde. Die Wohnung war groß und schön, größer und schöner als Monika sich eigentlich leisten konnte, ohne mehr arbeiten zu müssen, als gut für ihre Kreativität war. Ich bin immer noch Schriftstellerin, dachte sie trotzig, auch wenn ich nur zwei mickrige Bände in einem mickrigen Verlag herausgebracht habe, und auch wenn das schon eine ganze Weile her ist. Wenn Steve einen Teil der Wohnkosten bezahlt, brauche ich weniger zu arbeiten und kann vielleicht wieder die eine oder andere Story fertigmachen. *Wenn* er bezahlt, dachte sie, aber nur ganz kurz und nur ganz leise. Wenn er überhaupt bleiben will, dachte sie etwas lauter. Wenn sie ihn nicht ins Gefängnis stecken.

Sie seufzte und holte die Zigaretten aus der Tasche, keine ungarischen mehr, sie hatte es wieder einmal aufgege- ben, das Rauchen aufzugeben, und hatte sich Malboros gekauft. Wenn in einem Plan mehr als zwei „wenns“ vor- kommen, sollte man aufhören darüber nachzudenken, und das Ganze einfach auf sich zukommen lassen. Aber die Gedanken ließen sich nicht bremsen.

Wenn er nun nicht die ganze Wahrheit erzählt hat, dachte sie, wenn er doch etwas Schlimmeres mit Sylvia ange- stellt hat? Aber sie glaubte nicht daran, zu sehr war seine Erzählung wie eine Beichte gewesen, zu wenig hatte er während der Geschichte auf sie geachtet.

Der Tee war aus, und sie stand auf und brachte die Tasse ins Lokal. Weil sie beim Wechsel ins Warme bemerkte, wie kühl ihr beim Sitzen im Freien geworden war, bestellte sie noch einen und setzte sich in das Zimmer mit dem ewig laufenden Fernsehapparat. Heute spielte irgendjemand Tennis gegen irgendjemanden, die Sonne brannte vom Himmel und die Zuschauer saßen in kurzen Hosen herum.

Außerdem, dachte sie, ist es gut, wenn jemand die Wohnung bewohnt und die Katze füttert, wenn ich wegfahre. Wenn diese Übersetzung fertig ist, werde ich wegfahren. Weit weg und mindestens ein Monat lang. Und werde versuchen, herauszufinden, was ich mit dem Rest meines Lebens eigentlich anfangen will.

Sie war beinahe schon überzeugt davon, daß die Geschichte eigentlich ein glücklicher Zufall war. Sie war beinahe zufrieden.

Er saß in der Küche. Draußen war es beinahe dunkel, obwohl es kaum später sein konnte als 3. Er hatte kein Licht eingeschaltet, er saß am Tisch und schaute hinaus auf die Häuser gegenüber. In manchen Fenstern brannte Licht, in einigen konnte er das bläuliche Flackern eines Fernsehers sehen. Er beobachtete die Menschen, die sich an diesem Herbstnachmittag in ihren Wohnungen bewegten, und fragte sich erstaunt, wieso sie nicht im Büro waren. Frauen und Kinder, dachte er, Studenten vielleicht. Arbeitslose. Arbeitslose wie ich. Er schaute direkt in die fremden Leben, ohne sich dafür zu schämen. Ein Pärchen kam in einen Raum, der eben noch dunkel gewesen war. Sie küßten sich, sie sprachen miteinander. Setzten sich auf die Couch. Der Mann könnte ich sein, dachte er. Wer ist dann die Frau? Sylvia. Ich habe Sehnsucht nach ihr. Trotz all ihrer Grausamkeit. Sie war nicht fair.

Als er seine Sachen geholt hatte, hatte er gehofft, sie könnten ein paar Worte miteinander reden. Hatte vielleicht sogar die unsinnige Hoffnung gehabt, sie hätte in der Zwischenzeit verstanden, was passiert war. Habe ich gedacht, es könnte wieder so werden, wie es war, fragte er sich. Habe ich das tatsächlich geglaubt?

Sylvia war im Wohnzimmer gesessen, sie hatte so getan als würde sie aufpassen, daß er nichts mitnahm, was ihr gehörte. Er hatte ohnehin nicht viel eingepackt, nur Kleider und ein paar Andenken von früher. Sylvia hatte die Wohnung eingerichtet, hatte ihren Geschmack, ihre Vorstellungen allem aufgedrückt, und er wollte nichts davon haben, auch wenn es von seinem Geld gekauft worden war. Als er fertig war, mit 2 Koffern und einer Tasche, wollte er sich zu ihr setzen und mit ihr sprechen. Als er auf sie zugegangen war, hatte sie gesagt: 'Verschwinde. Greif mich nicht an.' . 'Ich will dich nicht angreifen', hatte er gesagt. 'Nur mit dir reden.' -'Mit dir habe ich nichts mehr zu reden.'

Er hatte es trotzdem versucht, hatte versucht, ihr zu erklären, was er fühlte, aber sie war nur dagesessen und hatte in die andere Richtung geschaut, nie auf ihn. Sie hatte nicht einmal danach gefragt, wo er denn jetzt bleiben würde. Als er nicht mehr weiter wußte, nur mehr still und hilflos dasaß, hatte sie gesagt: 'Verschwinde. Ich will dich nicht mehr sehen. Du hast mir nur Unglück gebracht mit deiner Überheblichkeit. Du bist ja krank.' Sie war aufgestanden und ins Schlafzimmer gegangen, und einen Augenblick lang hatte er sich überlegt, ihr zu folgen, aber er wahrscheinlich hätte sie dann geglaubt, er wollte ihr wirklich etwas antun. Er hatte gerufen: 'Sylvia, es tut mir leid', aber es kam keine Antwort, und nach einer Weile war er dann gegangen. Mit seinen Koffern und seiner Tasche, er hatte niemand finden können, der ihm ein Auto geborgt hätte für diesen Tag, und als er zur U-Bahn ging, war ihm das recht passend erschienen. Allein, aber frei, hatte er gedacht, und war beinahe wieder stark geworden dadurch. Es war ihm einfach vorgekommen, diese Frau hinter sich zu lassen, die nichts von ihm verstanden hatte. Die seine Träume nicht unterstützt hatte. Jetzt wird alles anders, hatte er gedacht.

Das war vor ein 3 Wochen gewesen. Er hatte seither versucht, eine Wohnung zu finden, aber das war nicht einfach. Es war schon gar nicht einfach ohne Geld, denn natürlich hatte Sylvia nichts vom gemeinsam Ersparten herausgerückt, und alles, was er von der Firma noch bekommen hätte, war mit seinem plötzlichen Abgang verfallen. Da war noch die Lebensversicherung. Wenn er bis zum nächsten Jahr warten würde mit dem Auflösen, hatte der Bankbeamte gesagt, würde er weniger dabei verlieren. Monika hatte ihn dazu überredet, zu warten. Sie würde ihm Geld borgen, bis es soweit war - 'Zwei Monate! Das ist doch wirklich nicht lang!' - und außerdem könnte er sich ja arbeitslos melden. Niemals hätte er selbst daran gedacht, aber er tat es, ließ sich wie alle anderen von einem Beamten demütigen, dem es egal war, wen er gerade vor sich hatte. In seinen Papieren, die ihm die Firma nachgeschickt hatte, stand natürlich die ganze Geschichte vom angeblichen Diebstahl. Er hatte seinen Stempel gekriegt, keine Adressen zum vorstellen, wer will schon einen potentiellen Verbrecher anstellen, man würde auf den Prozeß warten und dann weitersehen.

Die Frau im Fenster war jetzt alleine, augenscheinlich wollte sie ausgehen, sie war dabei, sich umzuziehen, ging in der Unterwäsche im Zimmer herum, probierte verschiedene Kleider an, stand vor dem Spiegel, um sich zu schminken, dann ging sie wieder aus dem Zimmer. Sylvia, dachte er. Das kann doch nicht wahr sein. Wir haben es so schön gehabt. Das kann doch nicht alles kaputtgehen, an einem Tag. Er hatte immer wieder Bilder im Kopf, aus ihrer gemeinsamen Zeit, zärtliche, schöne Bilder, die er nicht kontrollieren konnte. Vorbei ist vorbei dachte er. Ein Freund hatte ihm erzählt, daß sie nicht mehr allein war, daß ein Mann, der schon lange versucht hatte, mit ihr zu flirten, jetzt endlich seine Chance bekommen hatte. 'Gut, daß es ihr gut geht' hatte er gesagt und schnell das Thema gewechselt. Er wollte nicht darüber nachdenken und tat es doch immer wieder. Es waren die kleinen Alltagsrituale, die er am meisten vermißte, nicht etwa der Sex. Sex kann man schnell haben, dachte er. Vertrautheit ist viel mehr wert. Wenn man weiß, was der andere gleich sagen wird. Wenn man gleichzeitig nach der Hand des anderen greift. Er sah sie lachen über seine Ungeschicktheit beim Billard. Sah sie am Strand liegen beim gemeinsamen Urlaub. Sah ihren konzentrierten Gesichtsausdruck beim Autofahren. Er wollte nicht daran denken, aber die Bilder waren überall. Manchmal so stark, daß er nicht mehr wußte, was sein Gegenüber gerade gesagt hatte. Manchmal weit weg, wie ein Echo eines Gefühls.

Monika hatte etwas bemerkt. Oder hat sie es nur vermutet, fragte er sich. 'Sie fehlt dir?' hatte sie gefragt. Er hatte es abgestritten. Er wollte nicht darüber reden. Es war, als würde er die Größe des Verlustes schmälern, wenn er darüber sprach. Das wollte er nicht. Es war sehr schön gewesen, die Zeit mit Sylvia, und keiner durfte kommen und darüber reden, als wäre es Vergangenheit. Es durfte nicht Vergangenheit sein, das konnte er nicht zulassen. Wenn genug Zeit vergangen war, würde sie wieder da sein und ihn verstehen. Das wollte er glauben. Manchmal gelang ihm das, manchmal nicht. Wenn er seine Freunde getroffen hatte, hatten sie ihn jedesmal nach seiner neuen Freundin gefragt. Er hatte keine neue Freundin. Es konnte keine neue Freundin geben. Er wollte nichts davon hören. Schließlich hatte er ganz damit aufgehört, seine Freunde zu treffen.

Er kam sich selbst recht seltsam vor, er wohnte gratis bei einer Frau, die sich viel besser zurecht fand in der Welt als er das je getan hatte. Er ging ab und zu weg, wenn er eine Wohnung anschauen wollte, oder wenn er nicht wußte, wohin mit sich, ging dann in irgendein fremdes Lokal, trank ein, zwei, drei Bier, auch wenn er wußte, daß davon der Schmerz schlimmer wurde anstatt besser. Er ging wieder in sein Zimmer zurück, wechselte ein paar Sätze mit Monika, nie mehr als das nötigste, was denkt sie von mir, dachte er, aber auch das war nebensächlich. Er schien in einer seltsamen Wolke gefangen zu sein, die ihn daran hinderte, etwas anderes als seinen Schmerz, seine Liebe wichtig zu nehmen. Auf einer anderen Ebene wußte er, daß ihre Beziehung nicht so gewesen war, wie er sie jetzt sah. Er wußte auch, daß sie nicht zurückkommen würde. Aber seine Wolke war stärker, und angenehmer war sie auch.

Er hörte, wie Monika die Wohnungstür aufsperrte. Ich muß bald etwas Eigenes finden, dachte er müde. Damit ich nicht mehr mit jemandem sprechen muß, wenn mir nicht danach ist.

Bevor sie hereinkommen konnte, verschwand er schnell in das Zimmer, das jetzt sein einziger Fluchtpunkt war.

Mit 2 Säcken voller Einkäufe zwängte sie sich durch die Tür. Sie hatte keinen guten Tag gehabt und war um 4 zum Einkaufen aufgebrochen. Manchmal nützte das. Manchmal fand sie eine CD, die sie dann hören konnte, und es ging ihr besser dabei. Manchmal fand sie ein Computerspiel, das einem ansonsten faden Abend den Anschein von Spaß verlieh. Oder ein neues Duftöl, irgendetwas für die Wohnung. Heut war sie auch so durch die Straßen gegangen, da und dort in ein Geschäft, aber alles, was sie gesehen hatte, hatte sie angewidert. Nach einer Stunde hatte sie aufgegeben, war nur in den Supermarkt gegangen um das nötigste zu besorgen, Katzen- und Menschenfutter, Klopapier, schließlich hatte sie noch ein paar Flaschen guten Wein gekauft, man konnte ja nie wissen, wer sich zum nächsten Fest einladen würde.

Sie brachte die Sachen in die Küche, fing an auszupacken. Von Steve war nichts zu sehen. Von Steve war nie viel zu sehen, und sie war recht froh darüber. Sie hatte ein bißchen Angst gehabt, daß durch seine Anwesenheit etwas wie Wohngemeinschaftsatmosphäre Einzug halten könnte, aber es war kaum zu merken, ob er überhaupt zu Hause war oder nicht. Sie nahm an, daß er da war, weil seine Schuhe im Vorraum standen, aber das war auch alles, was ihr zeigte, daß die Wohnung nicht leer war.

Sie begann, die Einkäufe in Kühlschränke und Küchenschränke zu verstauen und versprach der maunzenden Katze, daß sie ihr Futter gleich bekommen würde. Während sie die Katzendose öffnete und anschließend Wasser aufstellte, in dem sie Nudeln kochen wollte, dachte sie darüber nach, warum sie so schlecht drauf war. Es kam nichts außer den alten Geschichten. Langsam sollte sich das verlieren, dachte sie. Silvio. Das ist doch jetzt schon Ewigkeiten her.

Mechanisch gab sie etwas Salz, etwas Öl ins Wasser und sah zu, wie es langsam zu kochen begann. Ich bin zuviel allein, dachte sie. Aber was soll ich tun? Alle, die ich treffen könnte, langweilen mich zu Tode. Alle, die früher meine Freunde, Freundinnen waren, mit denen man auf ein Bier gehen konnte oder ins Kino, die auf ein Tratscherl vorbeigekommen sind oder einen dazu eingeladen haben, sind entweder fortgezogen, tot oder haben geheiratet und Kinder bekommen.

Sie überlegte kurz, ob sie weggehen sollte, anstatt zu kochen. Sie könnte in eines ihrer alten Stammlokale gehen, dort ein paar Bier trinken, in der Hoffnung, diesem überflüssigen Tag doch noch etwas Leben einzuhauchen. Der Gedanke, mit fremden Leuten zu reden und Bier zu trinken, war ihr zuwider. Sie seufzte, gab die Nudeln ins Wasser und machte sich daran, die Soße zuzubereiten. Zwiebeln, Knoblauch schälen und schneiden. Oregano dazu. Der Duft verbreitete sich in der Küche, und sie fing ins Wohnzimmer, um Musik aufzulegen. Etwas Besonderes, dachte sie. Ihr Blick glitt über die Doppelreihe von CD's im Regal, doch alles, was sie ansonsten gerne hörte, widerte sie an. Laute und leise Stimmen, die ihr Glück, ihr Unglück, ihre Fadesse hinausschrien, vor sich hin flöteten oder ganz einfach in den Raum stellten, sozialkritische Gitarrenzupfer, abgehobene Keyboardfreaks, angeblich folkloristisches aus den verschiedensten Ländern. Grauenhaft. Ich sollte hier einmal ausmisten, dachte sie. Als der Geruch aus der Küche ihre Aufmerksamkeit wieder beanspruchte, griff sie schließlich in die Klassiker, die Siebte von Beethoven. Als die Musik anfang, drehte sie lauter auf, als es den nachbarschaftlichen Beziehungen förderlich sein konnte, und lief schnell in die Küche. Der Knoblauch war schon etwas dunkler geworden, als ihm guttat, und sie nahm schnell den Topf vom Feuer, holte das Fleisch aus dem Kühlschrank, hinein damit, schnell etwas angeröstet. Die Musik gab ihr etwas von ihrer Selbstverständlichkeit zurück, und sie begann, mitzusingen, während sie das Fleisch noch etwas anröstete, schließlich die Dose mit den geschälten Tomaten aufmachte, sie dazugab und noch einmal kräftig umrührte. Dann schaute sie sinnend auf ihr Werk, es schien ihr gut zu sein, und als die ersten Blasen aufstiegen, drehte sie die Hitze zurück und wollte sich eine Zigarette anzünden, um die restlichen Minuten bis zum Essen zu überbrücken.

In der Tür stand Steve. Und lächelte. Sie war sich in ihrem Tun, in ihrer Wohnung so alleine vorgekommen, daß sie zusammenzuckte und sich ertappt fühlte. Nach der ersten Schrecksekunde winkte sie ihn zum Tisch, denn sprechen mochte sie jetzt nicht.

Er war auf der Couch, seinem Notbett gelegen und hatte in die einfallende Dämmerung hinausgestarrt, als plötzlich die Musik kam. Schon an den ersten Tönen hatte er die Siebte von Beethoven erkannt, ein Stück, das seiner Schwester sehr gut gefallen hatte. Seine Schwester, die immer Orchestermusikerin werden wollte, obwohl sie nach fünf Jahren Klavierunterricht noch nicht einmal die Weihnachtslieder fehlerfrei herunterklimpert hatte können. Er hatte seit einer Ewigkeit nicht mehr an sie gedacht. Sie war mit 17 schwanger geworden, von ihrem Klavierlehrer, und die Eltern hatten die beiden zur Heirat gezwungen. Das Kind war bei der Geburt gestorben, und seine Schwester und ihr Klavierlehrer hatten ein Jahr lang versucht, erwachsen zu sein, eine Ehe zu führen, sich gerne zu haben. Dann war Gundula wieder schwanger geworden, und eine Woche, nachdem sie das erfahren und scheinbar erfreut dem Mann und den Eltern mitgeteilt hatte, war sie von einem Auto überfahren worden, angeblich ein Unfall, aber er hatte es besser gewußt, vom ersten Augenblick an. Sie hatte noch ein paar Tage gelebt, aber dann war sie gestorben, ohne das Bewußtsein wiederzuerlangen. Er war zwölf gewesen, und die Welt wurde nie wieder so, wie sie vorher gewesen war. Er fragte sich, ob es allen Menschen so erging, daß sie mit einem Schlag die Unschuld der Kindheit verlieren und in die klare Kälte des Sich-Selbst-Bewußt-Seins fallen. Er erinnerte sich an den Schmerz, der sich eiskalt in ihm ausgebreitet hatte, so kalt, daß er aufgehört hatte, zu fühlen, er war ganz Kopf geworden in diesem Moment und hatte seine Mutter verachtet für den Schmerz, das Unglück, das sie ausströmte, schließlich hat sie das getan, hatte er gedacht, und das weiß sie genau.

Hat sie es gewußt, fragte er sich jetzt. Er bezweifelte es. Sein Mutter war eine arme Frau gewesen, die das Leben in Armut kalt gemacht hatte, und die versuchte, ihre eigenen Kindheitsträume in ihren Kindern endlich zu erfüllen. Sein Vater, einziger Sohn einer reichen Familie, hatte sich längst an das kalte Unglück seiner Frau gewöhnt und ging seine eigenen Wege. Was er beim Tod seiner Tochter empfand, hatte Steve nie erfahren. Wahrscheinlich so etwas wie Wut darüber, daß sie es wieder einmal geschafft hatte, das gut eingespielte Familienleben zu stören. Der Abend, an dem sie es erfahren hatten, wiederholte sich heute noch in seinem Gedächtnis, als wäre es ein Film, den er wieder und wieder gesehen hatte. Die Mutter still weinend auf dem Sofa, der Vater war im Zimmer auf und ab gegangen mit steinernem Gesicht. Seine eigene Wut, die Trauer war erst später gekommen, in diesem Moment fühlte er nur den Haß, den er nie wieder ganz vergessen konnte, Haß auf diese beidem Menschen, die das Leben seiner Schwester zerstört hatten, die alle und alles um sie herum nur als Instrument gebrauchten, um sich den anderen, den Nachbarn, den Kollegen gegenüber erhaben zu fühlen. Und er fühlte die Scham einsetzen, auch sie hatte ihn nie wieder ganz verlassen, die Scham darüber, daß er all das erst jetzt durchschaute, daß er die ganzen langen Jahre seiner Kindheit an ihre Liebe geglaubt hatte, denn von da an wußte er, daß auch er nur ein Instrument gewesen war, durch das seine Eltern hofften, einer noch bessere, noch erhabeneren Zukunft entgegenzugehen. Nie wieder hatte er seinen Eltern in die Augen schauen können, und als er selbst 16 geworden war, hatte er das Gymnasium abgebrochen, war in die Lehre gegangen, hatte sich ein Zimmer genommen, weit weg von der gutbürgerlichen Wohnung seiner Eltern. Er war nie wieder zu ihnen zurückgegangen.

Die Musik brachte ihn zurück in seine Kindheit, brachte ihn zurück in das sorglose, sichere Gefühl der frühen Jahre, bevor seine Schwester weggegangen war. Sie hatten es schön gehabt. Immer wieder waren sie vor dem Plattenspieler gesessen, hatten sich Konzertplatten angehört, Beethoven vor allem und Chopin, und Gundula hatte ihm erzählt, wie es sein würde, wenn sie erst eine berühmte und gefeierte Pianistin sein würde, sie würde durch die Welt reisen und ihn, Steve, immer dabei haben, von den Eltern war keine Rede gewesen, doch sie beide würden die ganze Welt sehen. Und er hatte sie bewundert, die große Schwester, und hatte an sie geglaubt. Er sah das Muster des Teppichs vor sich, auf dem sie gelegen hatten, hörte die Kratzer auf der viel zu oft gespielten Schallplatte und erhaschte einen Abglanz von dem damals schon längst veralteten Traum, den sie geträumt hatten. Andere Kinder waren damals verrückt nach Abba, dachte er, oder Boney M. Ich war verrückt nach Beethoven. Und nach meiner Schwester.

Alles war zurückgekommen mit der Musik, das Glück, die frohe Zuversicht der frühen Jahre, die Scham, die Wut, der Schmerz von später. Ich kann das nicht hören, dachte er. Und gleichzeitig: Wie schön das ist.

Er stand auf und ging hinaus. Er wollte Monika fragen, ob das eine neue Platte war. Er ging hinaus, weil er Lust hatte, ein wenig zu plaudern.

Dann, an der Küchentür, wußte er nicht mehr, was er hatte sagen wollen. Sie war so geschäftig. So beschäftigt. Er lächelte über ihren unmusikalischen Versuch, mitzusummen. Ich sollte wieder gehen, dachte er.

Er zögerte, als sie ihm einen Platz am Tisch anbot. Er hatte bemerkt, daß sie nicht mit ihm gerechnet, daß sie seine Anwesenheit in der Wohnung wohl ganz einfach vergessen hatte. 'Ich will nicht stören', wollte er sagen, und: 'Das riecht ziemlich gut', oder: 'Ich wußte gar nicht, daß du auch klassische Musik hörst'. Statt dessen sagte er nichts und setzte sich.

Kurz wurde ihm bewußt, daß er sich schon wieder dahintreiben ließ, daß er schon wieder einmal in den Strom des Lebens gefallen war, hilflos und ohne zu wissen, was er tun sollte, um sich entweder einzufügen oder sich endlich einmal bemerkbar zu machen. Dann schaute er wieder Monika zu, und daß er immer noch mechanisch, hilflos lächelte, merkte er erst, als seine Mundwinkel zu schmerzen begannen.

Sie deckte den Tisch und war verwundert, daß seine Anwesenheit ihr angenehm war. Ein willkommener Vorwand, um einmal anders zu essen als im Wohnzimmer, den Teller auf den Knien, ein Buch in der Hand oder den Blick auf den dröhnenden Fernseher gerichtet.

An einem richtigen Eßtisch essen. Eine Tischdecke verwenden. Zwei Gedecke auflegen. Topfuntersetzer auf den Tisch. Sie dachte, daß sie ihn fragen sollte, was er gerne trinken würde, aber sie wollte immer noch nicht reden. Also stellte sie 2 Weingläser auf den Tisch und öffnete eine Flasche vom guten Wein, den sie heute gekauft hatte. Um das Spiel perfekt zu machen, goß sie ihm nur einen winzigen Schluck ein, und er kostete formvollendet, schaute sie an und nickte. Auch ihm war das Sprechen vergangen. Was soll bei der Lautstärke mit Beethoven konkurrieren, dachte er.

Sie goß die Weingläser voll, dann brachte sie das Essen auf den Tisch. Er fühlte sich plötzlich nicht mehr richtig angezogen, im Jogginganzug. Aber sie war auch in Jeans und Pulli.

Sie stand noch und betrachtete den Tisch. Etwas fehlt, dachte sie. Sie ging ins Wohnzimmer, holte von dort eine Kerze, zündete sie unterwegs an und stellte sie auf den Küchentisch. Sie konnte nichts anfangen mit der Mischung aus Erhabenheit und Lächerlichkeit, die sie fühlte, und so ließ sie gut es sein und teilte erst die Pasta, dann die Soße aus.

Sie hob ihr Glas, er das seine. Sie aßen still, auch als Beethoven zu Ende war. Dann füllte sie die Gläser nach und lächelte. Sie hatte das Gefühl, sie müßte sich entschuldigen für das Theater, das sie aufgeführt hatte.

Was denkt sie jetzt, dachte er. Es war gut gewesen, zu schweigen. Schweigend ein gemeinsames Mahl einzunehmen. Jetzt wurde die Stille unangenehm.

„Das war sehr gut“ sagte er.

„Das freut mich. Ich koche nicht oft“.

Dann wieder Schweigen. „Ich wußte nicht, daß du Klassik hörst“, sagte er nach einer Weile, nur um irgendetwas zu sagen. „Nur, wenn mich alles andere anwidert“ antwortete sie und lachte, um den eigenen Worten die Schärfe zu nehmen.

„Meine Schwester hat dieses Stück geliebt“ hörte er sich selbst sagen, „Sie war...“ er bremste sich, „ganz verrückt danach.“

Sie hatte gespürt, daß er eigentlich etwas anderes hatte sagen wollen, und wartete darauf, daß noch etwas nachkam. Dann sagte sie: „Manchmal ist mir, als ob diese alte, klare Musik mich vom Alltag befreit. Ich fühl mich dann nicht mehr so fremd. In der Welt.“ Wieder lachte sie.

Er fühlte sich ertappt, dachte einen Moment lang, sie hätte es seinetwegen gesagt. Sie kann das gar nicht wissen, dachte er.

„Magst du noch Wein?“ fragte sie, und er nickte. Sie goß die Gläser voll und schlug vor, ins Wohnzimmer zu gehen. Elisabeth würde vielleicht noch vorbeischaun, an diesem Abend, mit ihrem Freund. Im Wohnzimmer sagte sie ihm: Such du Musik aus, und er tat es. Es war Paco de Lucia an der Gitarre, und sie saßen wieder still, tranken ab und zu vom Wein, ab und zu auch fiel eine Bemerkung über die Musik.

Es war angenehm, so zu sitzen, irgendwie hatten sie sich - oder einander - vom Zwang befreit, immer reden, immer etwas sagen zu müssen, und das genossen beide.

Dann läutete es an der Tür, und Elisabeth und Andi kamen in die Stille wie ein Güterzug in einen Märchenwald. Steve wollte in sein Zimmer zurückgehen, um nicht als Fremdkörper herumsitzen zu müssen, doch als Monika die Gläser für die anderen brachte, goß sie auch sein Glas noch einmal voll.

Monika war überfordert von der lauthalsen Fröhlichkeit, die plötzlich Einkehr hielt in ihrer stillen Burg, aber die beiden schienen es nicht zu merken, und nach einer Runde des Neuigkeitenaustauschs schien sie sich daran zu gewöhnen. Sie hatte Steve nur mit seinem Namen vorgestellt und nichts dazu gesagt, und er fragte sich, ob es ihr peinlich war, zu sagen, daß er bei ihr wohnte.

Das Gespräch drehte sich um das, was die drei gerade machten, Elisabeth nannte sich Malerin, „aber ich habe seit einem halben Jahr nichts gemalt. Bin ganz ausgelaugt von meinem Job, den ganzen Tag im Büro, wie soll man da noch kreativ sein?“

Wir müssen alle arbeiten für unser Geld, dachte Steve, bevor ihm einfiel, das er genau das nicht tat. Andi war Gitarrist in einer Undergroundband und schien im übrigen von Luft und Liebe zu leben. Oder von der Sozialhilfe oder von seinen Eltern. Steve merkte, wie sich ihm alte Vorurteile aufdrängten, ich geh jetzt rüber, dachte er, das

halt ich nicht mehr lange aus.

Da erzählte Monika von ihrem neuen Projekt, das sie neben der Übersetzung angefangen hatte, „Eine Geschichte über die Sprachlosigkeit“, Steve lachte still in sich hinein ob diesem Widerspruch, „alle erzählen mir, daß wir in einer Kommunikationsgesellschaft leben, aber wo, bitte, wo? Die Menschen werden immer stummer, können sich immer weniger artikulieren, stattdessen übernehmen sie die fertigen Gefühle aus den diversen Fernsehserien wie Fertiggerichte, die man nach Belieben auf den eigenen Lebenstisch bringen kann.“ Andi warf ein, daß der Ausdruck „Kommunikationsgesellschaft“ doch technisch gemeint war. Dann sollen sie es eindeutig ausdrücken, trotzte Monika, und dann plötzlich hatte Elisabeth gefragt, was er denn so mache, und alle schauten ihn an, als wäre er ein Beispiel für die Nicht-Kommunikationsgesellschaft. „Ach, ich häng so rum“ sagte er, und das Schweigen wurde breit. Er mußte noch etwas sagen. „Ich möchte ein Veranstaltungsort aufmachen, mit Konzerten, Lesungen und so.“ Das war genug, sie hatten alle schon einmal an so etwas gedacht, und das gab Gesprächsstoff für eine ganze Weile, eine zweite Flasche Wein wurde geöffnet, das Gespräch ging über auf Lokale im allgemeinen, auf Lokale in Ferienorten, wo sie gewesen waren, auf Urlaub, den alle dringend nötig hatten, Monika wurde langsam beschwipst, sie lachte viel, auch Steve spürte den Wein, er begann von Spanien zu erzählen, er war einmal fast ein halbes Jahr lang dort gewesen, gleich nach der Schule, er träumte noch immer davon, dort wieder einmal hinzukommen, aber dann hatte er den ersten Job gekriegt, Sylvia kennengelernt, Sylvia wollte ein Haus und Kinder und...

Er bemerkte, daß er anfang, sich anzuhören wie ein Fall aus einer Fernsehtalkshow und wechselte die Richtung. „Aber jetzt - jetzt hab ich ja wieder alle Möglichkeiten.“ Alle Möglichkeiten, dachte er, Scheiße. Sieben Jahre mit einer Frau, die ganz etwas anderes wollte. Und ich liebe sie immer noch. Ich kann nichts dagegen tun.

Die anderen hatten das Thema „verpaßte Träume“ dankbar aufgegriffen und erzählten von den eigenen, die sie irgendwann doch noch verwirklichen wollten - aber wahrscheinlich nie würden, dachte Steve düster, und Monika dachte im Stillen das gleiche. Dann war auch die zweite Flasche leer, und aller guten Dinge waren drei, alle waren mehr als guter Stimmung, und Monika brachte ein Spiel auf den Tisch, es ging darum, mit Hilfe von geschickten Umschreibungen Begriffe zu erraten, und es wurde sehr lustig. Als das Team Monika und Steve hieß, wunderten sich beide darüber, wie leicht und wie schnell sie sich gegenseitig auf die Sprünge helfen konnten. Sie gewannen haushoch, und danach verabschiedeten sich Elisabeth und Andi, sie wollten nach dem Trinkgelage mit dem Taxi nach Hause fahren, und Monika und Steve blieben in der zurückkehrenden Stille allein. Monika sagte „Da ist noch ein Rest Wein in der Flasche“, und den teilte sie auf, „Ist doch schade darum“. Sie merkte, daß ihre Zunge schwer geworden war. Sie öffnete die Fenster, sie alle hatten ziemlich viel geraucht, dann stießen sie mit dem letzten halbvollen Weinglas an. „Du hast gut gespielt“ sagte Steve. „Du aber auch“ antwortete Monika, „wir haben gewonnen!“ Sie lachte und küßte ihn leicht auf die Wange

Die Berührung war sanft und warm gewesen, und er überlegte, ob er ihr einen Kuß zurückgeben sollte. Aber sie war schon aufgestanden und hatte begonnen, den Tisch abzuräumen.

Er trank den Wein aus und stand auf. „Das war ein schöner Abend“, sagte er und half ihr, die Gläser und Aschenbecher hinauszutragen.



Er ging durch die Nacht. Nicht zum ersten Mal, das wußte er, wenn er auch nicht sagen konnte, wann er damit begonnen hatte oder wie oft er schon unterwegs gewesen war. Er ging durch die Nacht.

Lange ging er durch die Straßen, so lange, bis die Gedanken still waren, bis die Bilder aus seinem Kopf waren. Manchmal lief er. Soweit sein Atem reichte. Irgendwann hatte er die Klarheit erreicht, die Klarheit der Bilder, die um ihn herum waren, die Klarheit der wortlosen Bilder. Eine Ampel, die von rot auf grün schaltete. Ein Wagen, der nach dem Einparken den Motor abstellte. Seine Lichter, die ausgeschaltet wurden, aber noch sekundenlang nachglühten. Ein Pärchen, das lachend aus einem Lokal kam. Die Bilder genügten. Die Bilder genügten sich selbst, und irgendwann, wenn er lange genug gegangen war, genügten sie auch ihm. Er war eins mit sich selbst, eins mit der Welt. Leben schien möglich, schien Augenblicke lang sogar selbstverständlich zu sein. Wenn er nur lange genug gelaufen war. Wenn seine Gedanken totgelaufen waren. Wenn die Bilder aus seinem Kopf hinter ihm zurückgeblieben waren.

Manchmal kam er an den Fluß auf seinen nächtlichen Wanderungen. Der Fluß bewegte sich immer und war doch immer am gleichen Ort. Weil das so war, liebte er den Fluß. Wenn er an den Fluß kam, suchte er sich eine Brücke, um auf die Insel zu kommen. Er ging dann auf der Insel weiter, bis das Dröhnen der Autos auf den Straßen nur noch ein leises Rauschen war. Wie immer, wenn er so eine Stelle gefunden hatte, setzte er sich hin, auf einen Stein, und war still. Er war diesen weiten Weg gekommen, ein Wanderer, und hatte sich eine Rast verdient. Der Fluß erzählte Geschichten. Glucksend und plätschernd erzählte er Geschichten, wortlose Geschichten in einer fremden Sprache, die Steve verstand. Er konnte alles verstehen, wenn er erst einmal so weit gekommen war, er konnte das Rascheln der Blätter verstehen, die Schreie der Möwen, auch das Verkehrsrauschen konnte er verstehen, und mehr: konnte Teil davon sein. Teil von allem, was war. Teil von allem, was je gewesen war, von allem, was je sein würde. Er saß da und wünschte sich, mit dem Stein, der Erde zu verschmelzen. Er war überzeugt davon, daß ihm das eines Tages gelingen würde. Er würde einfach sitzen bleiben, eines Tages, wenn er wirklich bereit dazu war, und Teil der Welt werden, Teil der Welt in einem Sinn, den niemand außer ihm verstehen konnte. Oder kann sie es verstehen, dachte er, ihre Augen geben mir manchmal das Gefühl, daß sie das kann. Noch nie habe ich das bei jemandem gesehen. Es ist schön. Es macht mir Angst.

Er hatte wieder zu denken begonnen, merkte er, und damit war es vorbei. Er holte eine Zigarette aus der Jackentasche, bemüht langsam, versuchte, das Gefühl des Augenblicks zu bewahren. Er zündete sie an, zog tief den Rauch in die Lunge. Dann, beim Ausatmen, verfolgte er die Spuren, wie sich die Wolke erstaunlich lange in der Luft hielt, wie sie sich erst langsam auflöste, weit draußen auf dem Fluß. Aber all das war nicht mehr selbstverständlich, wie es eben noch gewesen war. Er nahm seinen eigenen Atem wahr, seinen Herzschlag, wie eine Störung der Harmonie um ihn herum. Die Lichter von der anderen Seite des Flusses spiegelten sich im Wasser, und er bemerkte, daß seine Wangen naß waren. Ich weine, dachte er erstaunt, prüfte mit der Hand, ob das wahr war, ob es nicht vielleicht zu regnen begonnen hatte. Es regnete nicht. Ich weine, dachte er noch einmal, dann ließ er sich fallen in den Schmerz, der eben noch nicht dagewesen war, lag auf der Erde und entschuldigte sich für die Störung der Natur, die er war, die er immer gewesen war, wo er doch nichts anderes wollte als dazugehören, zum Leben, zur Welt. Er wußte nicht, wie lange er auf der Erde lag in dem verzweifelten Bemühen, eins mit ihr zu werden, sich selbst auszulöschen in der Begegnung, aber dann war ihm kalt, so kalt, und sterben wollte er nicht. Ich will nicht sterben, ich will vergehen, sagte er laut, und seine Stimme gab ihm die Kraft aufzustehen. Ich bin verrückt, dachte er, das ist alles. Ich bin verrückt, aber nicht verrückt genug, um etwas zu tun, an dem sie es erkennen würden. Ich werde unter ihnen sein und mich verbergen. Dann lachte er, über sich selbst, über die Welt, und er ging über die Brücke zurück in die Stadt, zurück ins Leben, aber trotz seines Lachens ging er mit dem Gefühl, wieder einmal eine Chance versäumt zu haben.

Immer noch saß sie am Computer. Ich werde ihn ins Schlafzimmer stellen, dachte sie, hier ist einfach nicht genug Ruhe, genug Stille, um zu arbeiten. Allein schon die Tatsache, daß drei Türen in diesem Zimmer sind, hindern mich daran, vernünftig zu arbeiten.

Sie wußte, daß das nicht stimmte. Sie hatte gearbeitet an diesem Abend, hatte an unwichtigen kleinen Dingen gearbeitet, die sie jederzeit zwischendurch hätte erledigen können, die wichtigen Dinge blieben liegen, sie war zerstreut, sie konnte sich nicht konzentrieren. Es hat nichts mit dem Zimmer zu tun, dachte sie. Du wartest darauf, daß er zurückkommt. Du möchtest wissen, was er da draußen macht, denn nach allem, was du weißt, könnte er genauso gut Frauen vergewaltigen wie kleine Kinder retten. Du machst dir Sorgen, wenn er weggeht, er geht immer in der Dämmerung, immer mit einer Erklärung, eine Wohnung, die zu besichtigen ist, Freunde, die er treffen will. Irgendwie weißt du, daß das nicht stimmt. Oder du glaubst es zu wissen. Er wohnt schon fast zwei Monate hier, und in Wirklichkeit weißt du fast nichts von ihm. Du weißt, daß er dich manchmal anzieht, dieser Typ, den du früher nie beachtet hast. Du möchtest ihn in den Arm nehmen, manchmal, weil du Zärtlichkeit für ihn spürst, ohne zu wissen woher, warum. Dann wieder möchtest du ihn schlagen, verletzen, weil er so gleichgültig scheint, alles kannst du verstehen, Liebe, Haß, Trauer und Glück, auch die Lust kannst du verstehen, zulassen - aber nicht Gleichgültigkeit. Gleichgültigkeit ist der kleine Tod im Alltag, Gleichgültigkeit ist der Anfang des Alterns, Gleichgültigkeit ist - ach was.

Sie schaltete mit einer Bewegung den Computer aus, mitten im Programm, sie gab sich selbst ein Zeichen, sie wollte ins Bett, es war schon fast eins. Jetzt geh ich wirklich ins Bett, dachte sie, nicht zum ersten Mal, aber sie blieb sitzen. Eine Weile starrte sie auf den dunklen Bildschirm. Was habe ich getan, dachte sie, ich habe gar nichts getan. Nur die Tür aufgemacht in einem Augenblick, in dem ich nicht in der Verfassung war, Entscheidungen zu treffen.

Draußen quietschten Bremsen, wieder einmal hatte jemand übersehen, daß die Ampel rot wurde, aber dem Quiet-schen folgte kein Krach. Keine Schreie. Kein Unfall. Aus ihren Gedanken aufgeschreckt, stand sie auf, um ins Bad zu gehen. Es war wirklich spät genug.

Ich habe gar nicht geschaut, ob ich Email habe, fiel ihr ein. Ein Vorwand, noch zehn Minuten sitzenzubleiben. Den Computer wieder einschalten, dazu das Modem, automatisch auch den Drucker. Das alles dauert seine Zeit. Einloggen, der Mailserver meldet: Keine neue Post. Macht nichts, wenn man schon einmal dabei ist... Die Zeitung von morgen, wie wird das Wetter, sie klickte sich durch die Seiten, ohne Inhalte wahrzunehmen. Vom Hausflur hörte sie das Liftgeräusch. Ein Artikel über literarische Neuerscheinungen, den sollte man sich ausdrucken, wer weiß, ob ich morgen noch weiß, wo das gestanden ist. Der Lift hielt im selben Stockwerk. Der Drucker druckte. Ein Schlüssel in der Wohnungstür. Sie war froh, mit dem Rücken zur Tür zu sitzen, so konnte sie tun, als hätte sie nichts gehört. Gebannt starrte sie weiter auf den Schirm, als könnte sie sich selbst auch täuschen.

„Hallo“, sagte er. „Ganz schön kalt draußen, heute.“ Sie drehte sich um, begrüßte ihn. „Wie spät ist es? Ich hab wohl wieder einmal die Zeit übersehen...“

Sie schaute ihn an, er war rot im Gesicht, wie jemand, der lange im Kalten gewesen ist, sie bemühte sich, nicht auffällig hinzuschauen. „Erfolg gehabt?“ fragte sie. Er hatte heute etwas von einer Wohnung gesagt, glaubte sie. Er sah verwirrt aus, erinnerte sich rechtzeitig. „Zu teuer für mich. Tut mir leid. Es ist wahnsinnig schwer, in dieser Stadt eine Wohnung zu finden, für die man kein Millionär sein muß.“

Als wäre jedes Wort, das er sagen muß, eine Tonne schwer, dachte sie. Ich will ihn nicht quälen. Für ihn ist es schwerer als für mich. Annehmen ist immer schwieriger als geben.

„Ich geh jetzt schlafen.“ sagte sie, drehte sich zum Computer um, brach die Verbindung ab, die jetzt mindestens zehn Minuten lang sinnlos die nächste Telefonrechnung erhöht hatte. Diesmal beendete sie alle Programme, bevor sie den Ausschalter betätigte.

Als sie sich wieder umdrehte, stand er noch immer in der Tür. „Ich möchte dir nur einmal sagen, wie dankbar ich dir bin“, sagte er, „Das ist unglaublich, daß du mich einfach so hier wohnen läßt.“ Es klang, als hätte er es geübt. Sie wollte zu ihm gehen, ihn irgendwie berühren, es war, als könnte sie auf diese Art herausfinden, was er wirklich dachte. Stattdessen lächelte sie, sagte leichthin: „Ich habe mir schon eine Zeitlang überlegt, ob ich mir einen Untermieter nehmen soll. Auf diese Art kann ich gleich herausfinden, wie das wäre.“ Sie stand auf, schob den Sessel zurück. „Und jetzt ist es wirklich Zeit fürs Bett. Gut Nacht.“

„Gute Nacht.“ Er horchte auf ihre Schritte ins Bad, hörte die Türe zugehen. Er war froh, daß sie aus seinem Blickfeld war. Er hätte beinahe angefangen, ihr von seinen Spaziergängen zu erzählen. Sie hätte es doch nicht verstanden, dachte er.

Er ging in sein Zimmer, zog sich aus, legte sich ins Bett. Noch immer fühlte er sich fremd hier. Er hatte ja auch nichts verändert an dem Zimmer, es war noch immer ein Arbeitszimmer mit einem Notbett, hätte genausogut ein Hotelzimmer sein können oder eine Gefängniszelle, er hatte nichts von sich selbst hereingebracht.

Lange lag er wach und horchte. Horchte auf das Wasserrauschen aus dem Bad, gefolgt von leisem Geklapper. Stille. Dann wieder Wasserrauschen. Als das aufhörte: 2 Türen nacheinander. Lange nichts. Schritte von der Straße. Ein Moped fuhr vorbei. Dann wieder lange nichts.

Warum fühle ich mich in dieser fremden Umgebung sicherer als in einer Wohnung, die ich mir selber geschaffen habe, fragte er sich. Es ist, als würde ich unverletzlich dadurch, daß nichts auf mich hindeutet, sobald ich den Raum verlasse. Für dieses Zimmer, für diese Wohnung, für Monika existiere ich nur durch mein Da-Sein. Ich kann weggehen, für immer, und nichts bleibt zurück. Nichts bleibt zurück und nichts fehlt. Diesen Gedanken fand er beruhigend. Während er fühlte, wie sein Körper sich langsam dem Schlaf zu entspannte, dachte er kurz darüber nach, ob es krank war, so zu empfinden. Er war sich nicht sicher; und als letzten Gedanken vor dem Einschlafen dachte er, daß auch das nicht von Bedeutung war.

Monika lag wach im Bett, in dieser Nacht, in vielen Nächten. Zeit verging. Die Freunde schienen ihr fremd, fremder sogar als sonst. Sie ging selten und immer seltener weg. Wenn sie wegging, dann irgendwo hinaus in die Natur, wo sie keine Menschen sehen, kein Gespräch hören mußte. Alles, was mit Menschen zu tun hatte, schien ihr Anstrengung, immer mehr und immer unüberwindlicher. Arbeitsgespräche brachte sie hinter sich, war mehr und mehr verwundert darüber, daß ihr Kommunikation überhaupt noch möglich war. Manchmal schrieb sie Gedichte, die sie am Tag darauf vernichtete: beim Wiederlesen kam ihr die Sprache einfach unzulänglich vor.

Ich bin zuviel allein, dachte sie und suchte doch das Alleinsein, suchte nach Freiräumen in sich, nach unerforschten Wegen durch das Leben. Alles was sie erlebt, gedacht, geträumt hatte begegnete ihr hundert und tausendfach widerspiegelt in Büchern, Zeitungen, Filmen und Talkshows. Je mehr sie nach Originärem suchte, in sich, in ihrer Umgebung, desto weniger fand sie. Ich werde nie wieder 20 sein, dachte sie. Nie wieder überzeugt davon, daß Dinge, die mir passieren, Dinge, die ich tue, nur im Zusammenhang mit mir entstehen, bestehen können. Alles ist schon einmal getan, gesagt, gedacht, erlebt worden. Nichts ist neu. Wenn man das noch einmal vergessen könnte. Nur einmal noch.

Derweil verging die Zeit. Steve tauchte auf und verschwand. Die Übersetzung wuchs, langsam, stetig. Draußen war es kalt, daran konnte auch die Weihnachtsbeleuchtung nichts ändern, die schon im November die Straßen erhellte. Und Monika arbeitete, Monika kaufte ein, Monika sah fern, Monika las, Monika ging spazieren. Die Lebenskurve wurde immer flacher. Wie von weit betrachtete sie sich selbst und verordnete sich Abwechslung, verordnete sich: Gesellschaft. Ging dann hinaus, irgendwohin, auf ein, zwei Bier, der Abend endete in Langeweile oder im alkoholbedingten Reden, beides Muster, beides nicht originär. Sie ließ es sein. Zu Hause: Eine Katze, ein Buch, eine Zeitung. Vielleicht ein Stück Kuchen, ein Glas Wein. Ein Film, ein Report. Diese Dinge schienen ihr genauso nahe, näher sogar als die Menschen rundherum. Sie war sehr still geworden. Und sie war froh, daß Steve auch still war. Er störte nicht. Er schien von Tag zu Tag weniger vorhanden zu sein.

Er saß im Wohnzimmer und zappte sich durch die zweiunddreißig Fernsehkanäle, immer und immer wieder. Die Weinflasche am Tisch war halbleer. Auch sein Kopf schien ihm leer, bis auf den Widerhall vom Summen des Fernsehers und vom elektrischen Knacken beim Umschalten. Er war wie in Trance, von ferne schienen Gedanken an ihm vorbeizuschweben, das Bedürfnis danach, alleine zu sein, die Notwendigkeit, etwas zu tun, das Bedürfnis nach Geborgenheit, das Bedürfnis nach Bestätigung. Sie betrafen ihn nicht wirklich, diese Gedanken, hinderten ihn nur daran, vollends in der Verlorenheit aufzugehen, hineinzufallen in das schwarze Loch, das er seit einiger Zeit in sich wachsen fühlte, ohne zu wissen, woher es kam. Er wußte, wenn er fallen würde, wäre es die totale Leere, nicht schlecht, nicht gut, es wäre ein Punkt wo das Leben ein Sein ist und nichts weiter, Bewegungslosigkeit, Gedankenlosigkeit, keine Gefühle mehr, nichts. Er hatte keine Angst davor, er freute sich nicht darauf, er wußte, daß er fallen würde und versuchte nicht, das zu verhindern oder zu beschleunigen. Er wußte nicht, wollte auch nicht wissen, ob das, was ihm geschah, sich noch in irgendeiner Weise als normal bezeichnen ließ. Er war leicht betrunken, doch der Wein änderte nichts, nichts in seinem Kopf änderte sich, er bemerkte nur, wie sein Körper schwerer und schwerer wurde, nun bildete der Wein in seinem Körper eine Einheit mit der Leere in seinem Kopf, und auch der Körper würde ihn nicht mehr daran hindern, einfach zu existieren.

Er ließ die Fernbedienung sinken, ohne zu sehen, welches Programm gerade flimmerte. Auch das war egal. Den Ton hatte er abgedreht, er wollte keine fremden Geschichten hören, keine gespielte Dramatik, kein aufgesetztes Mitleid in der Stimme, es war ihm egal ob die Leichen am Bildschirm aus den Nachrichten oder aus einem Action-Film stammten, er wollte es nicht wissen, er wollte nichts mehr wissen. Nichts mehr wissen, mit keiner fremden Anwesenheit mehr rechnen müssen, eine fremde Anwesenheit, wenn sie nun zurückkäme von wo auch immer her, nicht mehr wahrnehmen müssen; er hoffte, sie würde erst kommen, wenn das schwarze Loch ihn geschluckt hatte, damit er nicht mehr reden müßte, nichts erklären müßte, damit er sich endlich damit begnügen könnte, einfach zu sein. Mit Mühe goß er das Weinglas noch einmal voll, zündete sich eine Zigarette an. Der Rauch füllte angenehm die Leere in seinem Körper, und er spürte einen Anflug von Zorn, weil es etwas gab, was nicht egal war, was angenehm sein konnte. Nichts sollte angenehm, nichts unangenehm sein, diesen Punkt wollte er erreichen. Ja, er wollte es. Jetzt war ihm bewußt, daß er es wollte. Er zwang seine Gedanken zurück hinter die Grenze seines Selbst, ließ die Augen die bunten Flimmerbilder aufnehmen, ließ die Ohren das Rauschen des eigenen Blutes, den eigenen Herzschlag als laut wahrnehmen, inzwischen kannte er den Weg, und nun hatte er auch aufgehört, sich zu bewegen, nichts konnte ihn mehr trennen von sich selbst, die Leere, die Stille war vollkommen, irgendwann würde er die Kante erreichen, er würde hineinfallen in das schwarze Loch, und dann hätte er die Ewigkeit erreicht.

Sie kam mit Elisabeth aus dem Kino, sie hatten einen Film gesehen, der voller Weite war, voller gleichgültiger Zärtlichkeit, und sie hatte dieses Gefühl in sich aufgenommen, in sich geborgen. Warum kommst du nicht mit auf ein Glas Wein? fragte sie die Freundin, und die stimmte zu. Monika war erleichtert, sie wollte jetzt nicht allein Steve gegenüberstehen, Steve, der immer noch oder schon wieder irgendwie seltsam war, Steve, den sie gern hatte, mehr als sie zugeben wollte. Sie wußte es, wenn sie ihn sah, wenn sie mit ihm sprach und gerne mehr gesprochen, mehr gewußt hätte von ihm, aber sie ließ es sein, sie akzeptierte sein Schweigen, seine Zurückgezogenheit, weil sie überzeugt davon war, daß das der einzige Weg zu ihm war. Wenn es einen gibt. 'Was?' fragte Elisabeth, und sie merkte, daß sie den letzten Satz laut gesprochen hat. 'Wir sollten einen Bus nehmen, wenn es noch einen gibt.' improvisierte sie, und Elisabeth sagte 'Klar, ist doch erst halb elf':

Sie hätte ihn auch gerne berührt, träumte manchmal von seinen Händen, auch von seinen Lippen, aber das ist nur, weil du so allein bist, beruhigte sie sich. Etwas war nicht wie sonst, mußte sie zugeben. Sie hatte immer gerne und ohne schlechtes Gewissen mit sich selbst gespielt, wenn gerade kein annehmbarer Sexualpartner zu haben war, und das konnte sie nicht mehr. Zur Zeit nicht, korrigierte sie sich selbst. In letzter Zeit kam ihr immer, wenn sie angefangen hatte, sich zu streicheln, ein Bild in den Kopf, seine Augen, seine Hand, mit der er sich die Haare aus dem Gesicht strich, harmlose kleine Dinge, und die eigene einsame Lust schmeckte plötzlich schal und traurig. Verrückt, dachte sie, andere Menschen stellen sich einen Partner vor, wenn sie masturbieren. Das habe ich nie gemacht, war immer, wenn ich alleine war, mit meiner eigenen Lust zufrieden. Plötzlich ist das anders.

Elisabeth hatte angefangen, über den Film zu sprechen, und Monika warf die passenden Antworten ein, wenn es nötig war. Ihre Gedanken kreisten weiter um Steve. Er verbreitet eine Atmosphäre von Einsamkeit, dachte sie, und irgendein Teil von mir antwortet genau darauf. Ein Teil von mir kennt genau diese Einsamkeit, diesen Schmerz, und auch wenn das bei mir lange her ist, ist es, als würde ich mich selbst sehen. Und es macht mich verrückt, daß ich für ihn genauso wenig tun kann, wie ich für mich tun konnte, damals.

Er hörte den Schlüssel in der Tür. Überrascht stellte er fest, daß er auf dem Fensterbrett stand, bereit zu springen. Er konnte sich nicht erinnern, das Fenster geöffnet zu haben. Er konnte sich nicht erinnern, aus dem Sessel aufgestanden zu sein.

Die Weinflasche, die auf dem Tisch stand, war leer. Ist das das schwarze Loch? fragte er sich, bedeutet das schwarze Loch, daß ich mich umbringe, ohne es zu wissen?

Dann ging die Tür auf, und er drehte den Kopf hin und sah Monika halb hereinkommen, bevor sie abrupt stehen blieb. Er hätte beinahe lachen müssen. Wenn er nicht in ihre Augen geschaut hätte.

Als sie die Tür aufmachte, war das Fenster weit offen, und er stand auf dem Fensterbrett, bereit zu springen. Sie hatte eine Begrüßung auf den Lippen, die sie nicht aussprechen konnte, und erstarrte mitten in der Bewegung. Elisabeth, die hinter ihr ins Zimmer kam, hörte mitten im Satz zu sprechen auf. Das war das letzte, was sie von der Umwelt bemerkte, danach füllten seine Augen alles aus.



Die Welt hatte aufgehört, zu existieren. Die Zeit hatte aufgehört zu vergehen. In diesem Universum existierten nur er und sie. Nur seine und ihre Augen. Alles andere war verschwunden.

'Was machst du?' fragte sie.

'Ich werde springen.' antwortete er.

Eine Ewigkeit verging. Oder nur ein paar Augenblicke. Er versuchte, sich zu bewegen, sein Gewicht so zu verlagern, daß er fallen würde, aber die Luft war hart wie Stein.

'Warum?' fragte sie. Sie bemerkte mit Erstaunen, daß sie nichts fühlte. Keinen Schreck, keine Angst, kein Bedürfnis irgendetwas zu unternehmen. Sie wollte es nur wissen. Es war ihre Wohnung, ihr Fenster. Sie hatte ein Recht darauf, es zu wissen.

Er wollte nicht antworten. Sie weiß es ohnehin, dachte er. Was quält sie mich mit ihren Fragen. Trotzdem sagte er:

'Weil ich es nicht kann.'

'Was kannst du nicht?'

'Ich kann nicht so sein, wie du mich willst. Ich kann nicht stark sein. Ich kann nicht gut sein.'

Er hörte auf zu reden, weil die Gefühle wiederkamen. Er hatte das schwarze Loch verloren. Das war ihre Schuld, und gleich würde es so sein wie es immer gewesen war. Sie würde ihn mit einer Mischung aus Verachtung und Wut in die Knie zwingen, ihn noch kleiner machen als er ohnehin schon war. Er mußte es schaffen. Er mußte springen, bevor sie ihn erreichte mit ihrer Kälte. Noch immer stand die Luft still, schien ihn festzuzwingen auf den Platz, auf dem er stand.

'Das mußt du nicht.' Sie hatte gesehen. Sie wußte nicht wie, aber sie hatte gesehen, sah immer noch, mitten in seine Vergangenheit hinein.

Er war überrascht. Wußte nicht was er denken sollte. Das muß ich nicht, sagt sie, aber später höre ich ganz etwas anderes. Ich glaube nicht daran. Ich glaube nicht was sie jetzt sagt. Ich glaube an das was war.

'Du mußt nicht stark sein. Du mußt überhaupt nichts. Du darfst sein, wie du bist.'

Er spürte, daß er zitterte. Das schwarze Loch war endgültig verloren.

'Ich liebe dich, so wie du bist.' Mehr gibt es nicht, dachte sie. Mehr kann ich nicht mehr sagen.

Er glaubte das nicht, er würde es niemals glauben. Es waren seine Knie, die nachgaben, und während darauf wartete, jetzt endlich zu fallen, vielleicht wieder sein schwarzes Loch zu finden, vielleicht auch nur ein letztes Mal in Angst zu vergehen, fühlte er sich aufgefangen, natürlich, dachte er, nicht einmal das gelingt mir, nichts gelingt mir, und er wartete auf die Stimme, die ihm das bestätigen würde, wie sie es immer getan hatte.

'Es ist gut' sagte sie, sie wußte nicht ob zu sich oder zu ihm. 'Es ist gut.'

Er fing zu weinen an in diesen Armen, die vorher nie dagewesen waren, es war ein trockenes, tränenloses Schluchzen, das ihn schüttelte, und er rollte sich zu einer Kugel, um sich zu schützen vor ihrem Zorn, aber es war nur warm, immer wieder hörte er, daß es gut war, und schließlich war es gut, und langsam, ganz langsam wurde er ruhiger, solange bis er nichts mehr von sich wußte.

Sie war nicht sicher, ob er nur still geworden war oder ob er eingeschlafen oder in Ohnmacht gefallen war. Hinter sich hörte sie Elisabeth den Telefonhörer abnehmen.

'Tu das nicht' sagte sie. Sie wollte sich nicht bewegen.

'Er braucht Hilfe' sagte Elisabeth.

'Das wäre keine Hilfe. Es würde ihn umbringen.'

'Woher willst du das wissen?'

Monika zögerte. Sie war sicher, aber wieso konnte sie sicher sein? Schließlich antwortete sie:

'So wie ich gewußt habe, was ich zu ihm sagen muß.'

Sie hörte, wie der Telefonhörer auf die Gabel zurückgelegt wurde. Es klang, als würde Elisabeth versuchen, das unhörbar zu tun. Dann fragte sie: 'gesagt?'

Monika war nicht einmal überrascht. „Der Schreck“ sagte sie, um etwas zu sagen. Und dann: „Hilf mir ein bißchen“. Gemeinsam schafften sie es, ihn ins Bett zu bringen. Er atmete ruhig und gleichmäßig. Sie setzte sich an die Bettkante. 'Ich geh jetzt besser' sagte Elisabeth, und sie nickte, ohne sich umzudrehen.

Sie wollte so sitzenbleiben, bis er aufwachte, und dann mit ihm reden. Ernsthaft reden. Aber sie döste ein und lag plötzlich mit dem Kopf neben dem seinen am Polster. Sein Atem streifte ihre Wange, und sie fühlte es wie ein kostbares Geschenk.

Er nahm die Wärme eines anderen Körpers neben sich wahr, als wäre es das erste Mal. Für eine Weile genügte ihm das. Die Dunkelheit im Zimmer, das schwache Licht von draußen. Ein anderer Körper neben dem seinen. Im Halbschlaf war das genug. Genug um beinahe glücklich zu sein.

Dann plötzlich sah er scharf und klar das Bild vor sich: Er selbst, am Fenster. Die kalte Luft. Die Gewißheit des nahen Todes. Ich lebe, dachte er. Jetzt hatte der Körper neben ihm einen Namen. Er wurde starr vor Scham. Die Wärme hatte sich zurückgezogen, weit weg von ihm.

Er wußte nicht, ob sie schlief oder wach war. Hatte Angst, sich zu bewegen. Wenn sie wach war, sollte sie nicht wissen, daß er auch wach war. Ihr Arm lag auf seinem, dazwischen die Decke. Er fragte sich, wie es wäre, wenn die Decke nicht da wäre. Die Schwere ihres Arms zu fühlen, war angenehm. Trotzdem schien etwas nicht richtig daran.

Er war gefangen und verloren in einem Gemisch von Wärme und Angst, in einem Geflecht aus Verzweiflung und Zärtlichkeit. Er wußte, die Angst und die Verzweiflung würden Wut werden, wenn er so liegen blieb, und alles andere würde davon weggeschwemmt. Er wußte nicht, ob er das wollte. Die Wärme beim Aufwachen war schön gewesen. Auch wenn sie nicht dauern konnte, hätte er sie gerne noch ein paar Augenblicke lang behalten. Er mußte sich bewegen, wenn er nicht gleich zu Stein werden wollte.

Vorsichtig, bemüht, so zu wirken, als würde er sich im Schlaf herumdrehen, langsam, versuchte er eine Bewegung. Jetzt lag er ihr zugewandt. Eine Zeitlang blieb er still. Sie hatte sich nicht bewegt, auch der Rhythmus ihres Atems hatte sich nicht verändert. Er bemerkte, daß er die Luft angehalten hatte. Ein paar Mal atmete er schwer. Dann öffnete er die Augen.

Ihr Gesicht war ein heller Fleck in der Dunkelheit. Er hatte mit einem Mal das Bedürfnis, sie zu beschützen. Wovor, dachte er, aber er wußte, daß es daran lag, daß sie schlief, daß Schlaf immer eine Unschuld und Verletzlichkeit ausstrahlt, die man dem Schlafenden bewahren möchte für alle Zeit, weil es den Wachen nicht möglich ist, diesen Zustand zu erreichen.

Er hätte sie gerne berührt, aber er wagte es nicht, sie würde aufwachen, vielleicht würde sie fragen, was das zu bedeuten hat, und das wußte er nicht. Dann dachte er, daß sie doch frieren müßte, im Schlaf, ohne Decke, und zog ganz vorsichtig die Tuchent über sie. Er mußte ein bißchen näher rücken, damit es für sie beide reichte, aber auch davon erwachte sie nicht. Jetzt war das Gefühl des anderen, fremden Körpers noch stärker, aber es war gut. Sie hat sich zu mir gelegt, dachte er. Es ist ihre Verantwortung.

Wie hat sie gewußt, was mir fehlt, fragte er sich, wie konnte sie das wissen, was ich selbst nicht gewußt habe? Sie ist still und schön, und sie sieht und weiß viel, von dem ich geglaubt habe, daß es niemand wissen kann. Wenn ich ein anderer wäre, könnte ich sie vielleicht lieben. Wenn ich bei mir wäre. Wenn ich weniger Angst hätte. Wenn ich nicht ständig damit beschäftigt wäre, vor allem wegzulaufen, was mir nahe kommen könnte.

Die Klarheit seiner Gedanken verwunderte ihn. Ich müßte diese Dinge verändern können, wo ich doch davon weiß, dachte er. Aber so einfach ist es nicht. Ich habe es versucht. Nie ist es mir gelungen. Wenn ich fast dort war, habe ich entweder aufgegeben - oder ich bin aufgegeben worden. Warum sollte es bei ihr anders sein?

Trotzdem erfüllte ihn ihre Anwesenheit mit einem Gefühl, das schön und gut war, und er wußte, daß das nicht von dieser Nacht kam, nicht von dem kam, was am letzten Abend passiert war. Es war schon länger da. Er wollte diesem Gefühl keinen Namen geben, dazu war seine Angst zu groß. Aber sie ist anders, dachte er. Vielleicht wäre es möglich. Ich bin auch anders, als ich noch vor ein paar Wochen war.

Wie komme ich auf die Idee, daß sie es wollen könnte, dachte er. Sie liegt nicht neben mir, weil sie etwas ähnliches spürt. Sie liegt neben mir, weil sie Angst hat, ich könnte wieder etwas Dummes tun, wenn ich wach werde. Ganz bestimmt ist das so.

Er bewunderte sie, weil sie ihr Leben fest im Griff hatte, sich nicht davon abhalten ließ, die Dinge zu tun, die ihr wichtig waren, egal ob sie damit Erfolg hatte, damit Geld verdiente, oder nicht. Sie hat nie anders gelebt, als sie wollte, dachte er. Wenn sie das schafft, kann ich das auch schaffen. Mit diesem Gedanken begann er, ruhiger zu atmen, und der Schlaf kam zurück. Eine Weile lang döste er halbbewußt dahin, bemüht, das seltene Geschenk gemeinsamer Wärme zu genießen, bevor er sich verlor.

Als sie wach wurde, war es schon lange Tag. Im Schlaf waren sie zueinander gerückt, wie zwei Kinder, und lagen nun dicht an dicht, als wären sie ein Paar. Er hatte seinen Arm um sie gelegt, und es war schön, so zu liegen und sich vorzustellen, daß das normal wäre. Sie wußte, daß es nicht so sein konnte, weil sie ein Mensch war, der sich nur in Momenten verschenken konnte, nur augenblicksweise jemandem vertrauen konnte, aber niemals dauerhaft. Und er, er brauchte keine Freundin. Er brauchte eine Therapie.

Sie hatte die richtigen Worte gewußt, am Vorabend. Er war so verschlossen, und trotzdem konnte sie ihn lesen wie ein Buch. Sie schämte sich fast dafür. Ob er mich auch so lesen kann, fragte sie sich. Ich bin vielleicht noch weiter von mir selbst weg, erlaube mir vielleicht noch weniger zu realisieren, was ich fühle. Mein Schutzwall ist noch viel dicker. Vielleicht auch sind seine Gefühle so viel tiefer, daß ich mir das gar nicht vorstellen kann. Oder vielleicht liegt es daran, daß ich nicht trinken kann. Vielleicht sollte ich einmal eine Flasche Rotwein alleine aus trinken, vielleicht kann ich dann all die Tränen weinen, die mir seit Jahren im Hals stecken. Aber ich weiß, daß ich stattdessen kotzen würde. Und das ist so verdammt würdelos.

Sie wünschte, daß sie in Ewigkeit so liegen bleiben könnte, in dieser schlaftrunkenen Umarmung, die nicht ihr galt, nicht ihr gelten konnte, mit ihrem zärtlichen Gefühl, von dem sie nicht wußte, ob es wirklich ihn meinte. Ich weiß sowenig von ihm, dachte sie, und kenne ihn doch so gut. Vielleicht sind das nur meine Träume. Wahrscheinlich ist das so.

Was würde er denken, wenn er jetzt aufwacht, fragte sie sich. Es wäre besser, das nicht zu erfahren. Eine Peinlichkeit könnte entstehen, die uns beide dazu bringen würde, noch mehr hinter unseren Mauern zu verschwinden. Ich wüßte nicht, wie ich damit umgehen sollte. Und er hat ohnehin genug andere Probleme.

Sie mußte aufstehen und wieder sie selbst werden, bevor er wach wurde. Sie mußte mit ihm sprechen, mußte wissen, was das, was gestern passiert war, für ihn selbst bedeutete. Davon hing es ab, ob sie es dabei belassen konnte oder nicht.

Es war schwer, aus dem Bett zu flüchten, ohne ihn zu wecken. Als sie seinen Arm ganz langsam auf die Decke rutschen ließ, murmelte er etwas und legte ihn wieder um ihre Taille. Er war halb wach. Nach wem greift er in seinem Halbschlaf, fragte sie sich, und versuchte es noch einmal. Zentimeter für Zentimeter näherte sie sich der Bettkante und hatte es endlich geschafft. Ein Gefühl des Verlustes überkam sie. Sie blieb noch einen Augenblick auf der Bettkante sitzen, betrachtete seinen schlafenden Körper, sie hatte Lust, sich wieder dazulegen und ihn die Entscheidung treffen zu lassen, wenn er aufwachte. Was hätte er getan, fragte sie sich, wenn ich noch geschlafen hätte?

Sie ging aus dem Zimmer. Lange stand sie in der Küche am Fenster und schaute hinunter auf die Straße. Es fiel ihr schwer, an ihn noch als einen Fremden zu denken. Ich muß das tun, dachte sie, er erwartet das von mir.

Sie fühlte sich verschwitzt und zerknittert, weil sie in den Kleidern geschlafen hatte. Erst einmal Kaffee und die Katze füttern, dachte sie, dann eine Dusche. Die einfachen Dinge geben Selbstverständlichkeit.

Als sie sich bewegt hatte, war er aufgewacht. Die Wärme und die Zärtlichkeit waren noch in ihm, aber sie befreite sich aus der Umarmung als wäre es nichts Besonderes. Sie wollte das nicht, dachte er. Ist eingeschlafen, als sie mich bewachen wollte. Es fiel ihm schwer, so zu tun, als ob er noch schlief, aber er hatte Angst vor der Situation, die entstehen würde, wenn er jetzt die Augen öffnete. Was sollte er sagen, 'He, ich hab mich im Schlaf verliebt?' Er spürte, daß sie ihn anschaute. Warum tut sie das, was sucht sie an mir? Meine Fehler? Die kennt sie ja schon. Endlich stand sie auf und ging aus dem Zimmer. Er zog die Decke dichter um sich. So konnte er sich einen Rest ihrer Gegenwart bewahren. In 10 Minuten werde ich so tun, als wäre ich gerade wach geworden, dachte er. Was soll ich ihr erzählen von gestern, was will sie hören? Was kann sie akzeptieren?

Sie wird mir sagen, daß ich Hilfe brauche - wie Sylvia. Aber ich kann keine fremden Menschen in meinem Leben herumwühlen lassen. Irgendwie muß ich damit selber klarkommen, auch wenn es mir Angst macht, mich so zu sehen, wie ich gestern war.

Ich will nicht sterben, dachte er. Ich will auch dieses verdammte schwarze Loch nicht. Ich will leben, spüren und sehen, aber es ist so schwer. Wohin soll ich mit mir, wenn ich mich selbst nicht ertragen kann? Dann kann mich auch kein anderer ertragen.

An diesem Morgen sprachen sie nicht über das, was am Abend zuvor passiert war. Steve war noch einmal eingeschlafen, und als er aufstand, war bereits Besuch gekommen. Ein seltenes Ereignis. Monikas Mutter war unangekündigt aufgetaucht und hatte Küche und Wohnzimmer mit der ihr eigenen raumgreifenden Art besetzt. Sie hatte Streit gehabt mit Monikas Vater, und Monika hatte nun selbstverständlich da zu sein und sich anzuhören, was dieser nichtsnutzige Idiot schon wieder angestellt hatte. Sie ließ sich nicht stören davon, daß Monika sagte, sie müßte eigentlich arbeiten. Wird sie je begreifen, daß sie nicht einfach in mein Leben eindringen kann, wann immer sie will, dachte Monika und gab sich selbst die Antwort: Nein. Sie wird es nie begreifen, ich müßte meine Meinung statt leise und zaghaft laut und deutlich in ihr Gesicht schreien, und das würde Streit bedeuten. Monika mochte keinen Streit. Deshalb sagte sie nichts mehr, kochte Kaffee und setzte sich mit ihrer Mutter auf die Couch. Je netter sie war, desto schneller wäre die Mutter besänftigt und würde wieder abziehen. Vielleicht konnte sie sie dazu überreden, einkaufen zu gehen. Das wäre schließlich in Mutters Augen eine wunderbare Bestrafung für den nichtsnutzigen Vater, den nichts so schockieren konnte wie unnötig ausgegebenes Geld.

Jetzt aber saß sie erst einmal auf der Couch, klagte ihr Leid, beschwerte sich über Monikas mangelnden Ordnungssinn, und überhaupt, was sollte der Computer im Wohnzimmer? Es wohnt jemand bei mir, sagte Monika, und als die Mutter herausgefunden hatte, daß es sich dabei um einen Mann handelte, der sich keine eigene Wohnung leisten konnte - denn so faßte sie es natürlich instinktiv auf - war der Zeitpunkt für die Moralpredigt Nummer eins gekommen, die als Refrain die Tugend einer Frau hatte und als Strophen die Unmoral der Männer, die Reaktion der Leute, den Wert des Geldes und noch einige mehr. Monika hatte sich soweit in sich selbst zurückgezogen, daß ihr diese Worte nicht wirklich nahe kamen, aber genau in diesem Moment kam Steve aus dem Zimmer, und Monika war hilflos, versuchte, die beiden einander vorzustellen, was natürlich durch Mutters abschätzige Blicke und Steves schlaftrunkene Hilflosigkeit in einer unausgesprochenen Katastrophe endete. Daran konnte Monikas hartnäckig lächelnde unpersönliche Freundlichkeit schon gar nichts ändern. Steve verschwand nach diesen vernichtenden 30 Sekunden ins Bad, und etwas später hörte sie die Wohnungstür ins Schloß fallen. Ihre Mutter war immer noch so beschäftigt damit, ihr die Folgen ihres haltlosen Lebens einzuhämmern, daß ihr Monikas Zusammenzucken entging. Irgendwie vergingen dann 2 Stunden, in denen Monika verständig nickte zu dem, was ihre Mutter sagte, ohne auch nur die Hälfte davon zu hören. Irgendwann war es ihr gelungen, ihre Mutter auf die Idee des Einkaufens zu bringen, und irgendwann war es überstanden, die Tür fiel ins Schloß, und Ruhe kehrte ein.

Monika mußte als erstes alle Fenster öffnen, wie um die geschwätzige Geschäftigkeit loszuwerden, die sie aus allen Ecken heraus anzuspringen schien. Ein verzweifelte Wut hatte sie gepackt, und sie begann, die Wohnung zu putzen. Auch das letzte Stäubchen, das durch die Anwesenheit ihrer Mutter aufgewühlt worden war, sollte verschwinden. Aber die Arbeit, die mehrere Stunden in Anspruch nahm, konnte weder ihre Wut vertreiben noch die wachsende Unruhe, wenn sie an Steve dachte.

Als sie wirklich nichts mehr zu tun fand, wäre sie gerne weggegangen. Eine Stunde auf die Insel, oder auch nur ein Spaziergang durch die Stadt. Doch sie konnte nicht weggehen, bevor sie wußte, was mit Steve war. Bevor sie wußte, ob er wiederkommen würde. Sie hätte eigentlich arbeiten sollen, aber der Gedanke, den Computer einzuschalten, war ihr zuwider. Sie setzte sich auf die Couch, versuchte zu lesen, beschimpfte die Katze, die unruhig vom ungewohnten Tagesablauf um ihre Beine strich, ärgerte sich über sich selbst, streichelte die Katze, ging von der Couch zum Fenster, vom Fenster zur Wohnungstür, von der Tür in die Küche. Er muß doch jetzt bald kommen, dachte sie, was macht er da draußen?

Als es dunkel wurde, holte sie eine Flasche Rotwein und öffnete sie. Mal sehen wie das ist, alleine zu trinken, dachte sie. Vielleicht vergeht die Zeit so schneller. Sie versuchte, im Fernsehen etwas zu finden, was man nebenher laufen lassen konnte, aber jede Stimme, jedes Geräusch schien ihr wie ein Messerschnitt in dünne Haut. Auch der Gedanke an Musik verursachte ihr nur Abscheu. Sie saß still im Zimmer, rauchte und trank, ohne Licht einzuschalten. So wartete sie lange. Nichts geschah.

Er war wieder unterwegs. Lachte sich aus, für die Träume, die er sich ein paar Stunden lang erlaubt hatte. Ging durch die Straßen, merkte, daß er die Sätze, die ihm durch den Kopf gingen, manchmal laut aussprach. Er schämte sich dafür. Alle Leute schienen ihn anzustarren. Das machte ihn wütend. Er wußte nicht wohin mit sich. Zu ihr kann ich nicht mehr gehen, dachte er, nie wieder kann ich zu ihr gehen. Nicht nach dem, was dieser Drachen über mich gesagt hat. Als wäre nicht die Nacht schon schlimm genug gewesen. Was denkt sie, legt sich zu mir, einfach so, und am nächsten Tag sind wir zwei Fremde. Was denkt sie? Sie wollte mir helfen. Aber ich brauche ihr Mitleid nicht. Ich wünschte wir wären uns anders begegnet. Zu einer anderen Zeit. Mit anderen Voraussetzungen. Wir hätten es schön haben können. Gott, hätten wir es schön haben können! Aber nicht so. Was denkt sie nur über mich? Denkt sie, daß ich ihr ihre Coolness abkaufe? Auch sie ist verloren. Sie versteckt es nur besser. Das weiß ich. Ich weiß nur nicht, was sie über mich denkt.

Er ging zur Bank, um sein letztes Geld abzuheben. Fast hatte er Angst, der Schalterbeamte müßte sehen, wie er sich fühlte. Er würde mir nichts auszahlen, wenn es so wäre, dachte er. In der Schlange zu stehen, war schlimm. So nahe an den Leuten, sie müssen spüren, daß ich knapp vorm durchdrehen bin. Er war versucht, wieder hinauszulaufen. Aber er brauchte das Geld, mußte einkaufen. Er hielt durch, bis er an der Reihe war, es schien ihm, als ob es Stunden gedauert hätte. Er war fast überrascht, als er sein Geld auch wirklich bekam.

Als er endlich wieder auf der Straße stand, schien die Welt etwas freundlicher. Er wußte, das kam daher, daß es in der Bank so voll gewesen war. Die Straßen waren auch voller Menschen, die Leute machten wohl schon Weihnachtseinkäufe, aber die Kälte hielt sie davon ab, etwas wahrzunehmen. Ihn wahrzunehmen. Er überlegte kurz, was er brauchte, steuerte dann das nächste Kaufhaus an. Einen Rucksack, einen guten. Ich nehme einen Wander-rucksack, dachte er, die Tramperrucksäcke mit dem Gestell sind nur lästig. Dann einen Schlafsack, eine Isomatte. Einen Regenschutz. Schuhe, in denen man bequem ein paar Kilometer gehen konnte. Neues Gewand, für unterwegs, er würde nicht zurückgehen, um seine Sachen zu holen. Was sie wohl mit seinen Kleidern machen würde? Egal. 2 Jeans, ein paar T-Shirts. Einen Pullover. Unterwäsche. Zahnbürste, Duschbad, Shampoo. Alles gleich rein in den Rucksack, damit ich nicht mehr kaufe, als Platz hat.

Es dauerte nicht lange. Trotzdem wurde es bereits dunkel, als er aus dem Kaufhaus kam. Ich muß lange gelaufen sein, vorher, dachte er. Egal. Ich habe alles, was ich brauche. Jetzt zum Flughafen, irgendeinen Restplatz wird es wohl geben. Ich will weg, heute nacht noch.

Und dann: Ein bißchen Zeit muß sein. Ich will mich von der Stadt verabschieden. Wer weiß, ob ich jemals wieder komme. Ich glaube nicht.

Der Rucksack fühlte sich gut an beim Tragen. Vor langer Zeit war er einmal so unterwegs gewesen. Nicht allzu lange, nicht allzuweit weg. Trotzdem fühlte er noch heute ein Gefühl der Freiheit, das vom Gewicht auf seinen Schultern ausging. Es ist schön, wenn man an nichts gebunden ist, dachte er. Wenn alles, was man hat, alles, was man braucht, in einem Rucksack Platz hat.

Au einem Impuls heraus betrat er einen Musikladen. Er hatte eine Gitarre gesehen, wie er früher einmal eine besessen hatte. Er kaufte sie. Vielleicht könnte er ein bißchen Geld verdienen mit Straßenmusik. Wenn er sich überhaupt noch an einen Akkord erinnern könnte. Aber so etwas vergißt man nicht, dachte er, auch wenn ich nie besonders gut war. Ich werde besser werden. In meinem neuen Leben brauche ich auch ein neues Hobby. Wenn ich schon nicht weiß, was ich sonst vorhabe.

Er beschloß, noch in sein altes Stammbeisl zu gehen auf ein Bier. Wenn er heute nicht mehr wegkam, würde er eben auf dem Flughafen übernachten. Dann kommt das Gefühl fürs Unterwegssein gleich wieder, dachte er. On the road again.

Monika war überrascht, daß es ihr gelungen war, die Flasche Wein bis zur Hälfte zu leeren. Sie war überrascht, daß es noch derselbe Abend war. Sie hatte so viele Gedanken gedacht, so viele Träume geträumt, es kam ihr vor, als wären Tage vergangen.

Die Unruhe war noch da, war um nichts schwächer geworden, aber sie hatte sich in eine äußere Bewegungslosigkeit gezwungen, die die Zeit anzuhalten schien.

Sie hatte die ganze Zeit gewartet. Die Gedanken über ihr Leben, ihre Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, waren nur oberflächlich wichtig, waren nur Versuche, sich vom wesentlichen abzulenken. Das Wesentliche, das war das Ungeklärte, was vom Vorabend, von der Nacht her in ihrem Kopf herumschwamm. In ihrem Kopf schwamm alles nur mehr, sie wußte nicht ob das vom Alkohol kam oder von ihrer unterdrückten Unruhe. Habe ich Angst um dich oder Angst vor dir? dachte sie. Habe ich vielleicht Angst vor mir? Angst um mich? Sie dachte an Silvio. Alles mit ihm kam ihr einfach vor beim Zurückdenken. Sie wußte, es war nicht einfach gewesen. Sie erinnerte sich daran, wie verletzt sie gewesen war, als er sagte, er würde die Stadt verlassen. Das Land verlassen. Er hatte es nicht mit ihr diskutiert, hatte ihr nur seine Entscheidung präsentiert. Wenn du willst, kannst du mitkommen, hatte er gesagt. Sie wünschte, sie hätte es getan. Was bedeutet schon kulturelle Identität, fragte sie sich, was bedeutet es schon, in einer Sprache zu Hause zu sein? Und doch ist mir das so wichtig vorgekommen. Wie naiv ich war.

Was wäre aus mir geworden, wenn ich mitgegangen wäre, fragte sie sich. Hätte ich in diesem fremden Land auch geschrieben? Hätte ich vielleicht mehr geschrieben, wäre es mir weniger wichtig gewesen, eine schöne Wohnung, einen warmen Platz zu haben, wenn ich Silvios Nähe nicht verloren hätte? Sie spürte, daß sie gleich weinen würde. Nach einer halben Flasche Valpolicella war das einfach. In diesem Zustand konnte sie über das weinen, was sie verloren hatte, ohne darüber nachzudenken, warum sie es verloren hatte oder was sie dafür gewonnen hatte. Sie weinte. Die Katze saß mitten auf dem Tisch und starrte sie an. Sie weinte, und nichts änderte sich. Keiner war da, das Telefon läutete nicht. Wie es ihr ging, interessierte niemanden. Keinen Menschen auf der ganzen Welt. Die Tränen schmeckten warm und salzig, als wären sie sich selber Trost.

Als die süße Schwere des Selbstmitleids nachließ, kam ihr der Abend schal und abgestanden vor. Wenn ich hundert Jahre alt werde, ich werde mich nie wieder so alt fühlen wie heute, dachte sie. Nicht nur die Katze, auch die Möbel, die ganze Wohnung schienen sie vorwurfsvoll anzustarren. Ich gehe jetzt, dachte sie. Egal wohin, Hauptsache, ich muß das alles nicht mehr sehen. Raus hier, sonst passiert etwas. Ob es Steve gestern so gegangen ist, fragte sie sich. Aber ich werde mich nicht aus dem Fenster stürzen. Ich geh jetzt und rolle die Stadt auf. Vielleicht gehe ich tanzen. Das ist es. Ich werde tanzen gehen.

Als sie aufstand, um sich anzuziehen, schwankte sie kurz. Ich werde doch von einer halben Flasche Rotwein nicht blau sein, dachte sie. Das kann nicht sein. Früher sind wir oft den ganzen Abend gegessen und haben getrunken, geraucht, und ich war nicht blau. Früher, erkannte sie, hatte sie keine Angst gehabt. Silvio war dagewesen. Silvio hatte jede Situation fest im Griff gehabt. Seit Silvio weg war, und das war er nun seit über einem Jahr, hatte sie nichts mehr getan, was ihrem Gleichgewicht gefährlich werden konnte. Dann wird es höchste Zeit, dachte sie. Man kann nicht immer ausbalanciert leben. Manchmal muß man sich fallen lassen. Manchmal muß man sich auch dann fallenlassen, wenn man nicht sieht, wo der Grund ist.

Sie hatte sich angezogen, Schlüssel Geld und Zigaretten eingesteckt. Sie sperrte die Wohnung zu, wartete nicht auf den Lift. Sie rannte die 6 Stockwerke hinunter, als würde sie fliegen.

Draußen war frische Luft. Beim Einatmen hatte sie das Gefühl, als atmete sie das Leben selbst. Es war ein ganzes Stück bis zum einzigen Lokal, das tanzbare Musik spielte in diesen Zeiten wo man anderswo nur HipHop und Techno hören konnte. Der Weg würde ihr nicht lang werden. Sie fühlte Leben um sich und in sich wie schon lange nicht mehr. Sie war aufgewacht. Auch wenn das bedeutete, sich dem Schmerz zu stellen. Sie dachte an alles, was sie Silvio gerne erklärt hätte. Dazu würde es keine Gelegenheit mehr geben. Auch mit Steve hätte sie gerne über alles gesprochen, was sie sich überlegt, zurechtgeträumt hatte. Wenn er auch darüber lachen würde. Es war Zeit, die Tatsachen wieder sehen zu lernen.

Er hatte 2 Bier getrunken und war nun bereit. Der Weg zur Schnellbahn wurde ihm nicht weit. Er träumte von Sonne und Freiheit, laut genug, um alles andere zu vergessen. Fast. Er schämte sich, weil er sich nicht von ihr verabschiedet hatte, nach allem, was sie für ihn getan hatte. Und mehr. Er wollte sie sehen. Er versuchte sich vorzustellen, wie sie reagieren würde, wenn er jetzt in die Wohnung käme. Wenn er sagen würde, danke für alles, es ist Zeit für mich zu gehen. Er schaffte es nicht. Alles, was er sah, war ihr hilflos lächelndes Gesicht an diesem Morgen. Trotz der Wut, die immer noch in ihm hochstieg, weil diese Frau so über ihn geredet hatte, weil Monika nichts dagegen unternommen hatte, weil ihm selbst nichts eingefallen war, was er hätte sagen können, trotz allem hätte er sie gerne wiedergesehen. Aber es war zu spät.

Wahrscheinlich ist sie froh, daß ich weg bin, dachte er. Ich werde ihr eine Karte schreiben, damit sie weiß, daß es mir gut geht. Ich werde ihr eine Karte schreiben und mich bedanken. Ich werde wohl keine Gelegenheit haben, ihr das irgendwie zurückzuzahlen.

Er war jetzt am Bahnhof und setzte sich auf die Bank. Eine Schnellbahn hatte er gerade versäumt. Er wartete. Wartete. Laut Fahrplan müßte die nächste in 20 Minuten kommen. 20 Minuten konnten nicht zuviel sein, wenn man dabei war, sein Leben völlig zu verändern. Aber der Zeiger der Uhr schien festgeklebt. Er wollte nicht sitzen und warten. Er würde die Nacht so herumbringen, dachte er. Er würde morgens zum Flughafen fahren. Das war besser. Kein Sicherheitsbeamter würde ihm verbieten, in der Halle zu schlafen. Er hätte Zeit, ich in aller Ruhe zu entscheiden, welche Richtung die richtige wäre. Er stand auf, ging aus dem Bahnhof, wieder hinaus in das Nachtleben der Großstadt. Wohin, dachte er. Die meisten Lokale schließen um 2, oder um 4. Das ist zu früh. Er trank noch ein Bier in einem Innenstadtdcafe. Das Bier schmeckte nicht. Er haßte die Gespräche der Leute um sich. Ich hätte mich nicht aufhalten lassen dürfen, dachte er. Wenn mir nicht gleich was einfällt, habe ich genug vom Abenteuer. Dann gehe ich in die Wohnung zurück und habe keine einleuchtende Erklärung für diesen Rucksack da. Schlimmer. Ich werde den Rest meines Lebens darüber nachdenken, was ich versäumt habe, indem ich nicht gefahren bin.

Er trank aus, stand wieder auf der Straße. Musik wäre gut, dachte er. Musik könnte mich vielleicht retten. Es gab nur ein Lokal, wo man gute Musik laut hören konnte um diese Zeit. Er winkte ein Taxi an den Straßenrand.

Ich hätte den Rucksack und die Gitarre in ein Schließfach bringen sollen. Ach was. Wer sollte mir etwas wegnehmen, dachte er.



Sie tanzte mit geschlossenen Augen. Nur die Lichtblitze, die durch ihre Lider drangen, gaben ihr ein Raumgefühl. Trotzdem fühlte sie sich sicher, als hätte sie einen zusätzlichen Sinn erschlossen, der ihr möglich machte, sich zu bewegen ohne die anderen Tänzer zu berühren. Es war ein guter Abend. Das Lokal war weder leer noch voll. Gerade richtig. Der DJ schien die Musik zu machen, die ihr durch den Kopf ging. Sie spürte den Wein nicht mehr, dazu war der Weg durch die Nacht zu weit gewesen. Sie war in Trance, von der lauten Musik, von ihren eigenen Bewegungen, vom rhythmischen Licht. Sie war in sich zu Haus.

Die Autofahrt dauerte ewig. Er hatte die Hoffnung aufgegeben, jemals irgendwo anzukommen. Draußen fiel jetzt Schnee, schnell bildete sich ein schmutzigweißer Film auf der Straße, dämpfte die Geräusche der fahrenden Autos und machte das Licht der Straßenlaternen unerträglich hell. Er würde nie irgendwo ankommen. Ewig würde er in diesem Taxi sitzen, der Betrag auf dem Display würde immer höher und höher werden, bedeutungslos, denn das Taxi würde niemals stehenbleiben. Er wäre auf immer hier gefangen, in der stillstehenden Bewegung, der Schnee würde höher und höher werden, auch das ohne Bedeutung. In irgendeiner Mythologie bedeutet der Schnee den Tod. Wenn ich nun schon tot wäre, dachte er. Was wenn ich gestern tatsächlich gesprungen bin, und alles andere war nur der Traum zwischen Absprung und Aufprall? Es erschien ihm wie ein Traum, jetzt, im Schnee, im gelblichen Licht der Stadt. In welcher Hölle bin ich da gelandet, fragte er sich. Ich habe mir die Hölle immer kalt vorgestellt. Ungefähr so, nur ohne das Auto, in dem ich sitze. Aber auch das paßt. Hier drinnen habe ich nicht einmal die Möglichkeit, mich mit den Elementen zu verbünden.

'120 bitte', sagte der Taxifahrer. Sie waren stehengeblieben. Draußen die Leuchtschrift des Musiklokals. Er zahlte wortlos, stieg aus. Der Türsteher musterte erst sein Gesicht, dann seinen Rucksack. Schließlich kassierte er den Eintritt und winkte ihn vorbei. Es kann nicht viel los sein, wenn der mich trotzdem reinläßt, dachte er.

Er ging die Treppen hinunter, schlüpfte in die rauchige Dunkelheit wie in ein altes, liebgewordenes Kleidungsstück. Die Musik nahm ihn auf, leerte seinen Kopf fast augenblicklich von allen Gedanken. Er kam sich ungeschickt und klumpig vor, sein Gepäck war viel zu umfangreich für diese Art von Unterhaltung. Aber es war wirklich nicht viel los, er fand einen Tisch in der Ecke, sicherte seinen Rucksack, die Gitarre unter der Bank, zündete sich eine Zigarette an, bestellte noch ein Bier. Ich werde bald betrunken sein, dachte er, ich muß aufpassen. Aber wie immer, wenn Musik so laut war, daß er sie in seinem Körper fühlte, schien es ihm unmöglich, tatsächlich blau zu werden. Er entspannte sich langsam, schaute den Leuten zu beim Trinken, beim Flirten. Das alles passierte weit weg von ihm. Er war nicht mehr einer von ihnen, würde morgen ganz woanders sein. Er würde nie wieder hierherkommen, nie wieder die ewiggleichen Gesichter sehen. Vielleicht würde es ein ähnliches Lokal geben, dort, wo er leben würde. Dann könnte er dort hingehen und sich an das Gefühl erinnern, das in ihm wuchs: Halb Erleichterung, das alles bald überstanden zu haben. Halb jetzt schon unstillbare Sehnsucht, es wieder zu erleben.

Langsam spürte er, wie der Rhythmus in ihm die Lust weckte, auch wie die anderen zu tanzen. Er tat das selten, weil er sich zu ungeschickt vorkam, aber heute - warum nicht? Er schaute zur Tanzfläche, um festzustellen, wie voll es aussah. Da sah er sie.

Sie tanzte, mitten zwischen allen Leuten, als wäre sie allein. Sie tanzte nicht wie die anderen Mädchen, nicht lässig, nicht cool, nicht betont sexy, sie tanzte mit der Musik. Sie war die Musik.

Es war wie ein Schock, sie so unvorbereitet und weit weg von der gewohnten Umgebung zu treffen. Er saß ganz still und hörte nicht mehr die Musik, nahm die Leute um sich herum kaum mehr wahr. Er wußte jetzt, daß er wirklich verliebt war. Zu schade, daß ich weggehe, dachte er. Aber es ist besser so. Niemals könnte ich ihr sagen, daß es so ist. Niemals könnte sie darauf eingehen.

Er stand auf, ohne daran zu denken, wer seine Sachen, sein Bier vielleicht wegnehmen könnte. Er ging zu ihr hin.

Am Rand der Tanzfläche blieb er stehen. Weil die Lichtblitze im ansonsten dunklen Raum zuckten, konnte er nur abgehackte Bewegungen wahrnehmen. Er war beruhigt, daß sie ihn genausowenig sehen konnte in diesem Licht. Erst als der nächste Song begann, etwas ruhiger, und die Scheinwerfer wieder angingen, sah er, daß sie die Augen geschlossen hatte.

Er stand eine Weile, betrachtete sie. In ihrer Hingabe an die Musik wirkte sie, als wäre sie nackt, und er schämte sich, wagte nicht mehr, sie direkt anzusehen, als könnte er sie mit seinen Blicken verletzen.

Die dröhnenden Bässe hatten auch auf ihn eine berausende Wirkung. Bald begann er, sich mit den anderen im Rhythmus zu bewegen, erst sorgfältig darauf bedacht, ihr nicht zu nahe zu kommen, bald aber selbstvergessen wie sie. Nach langer Zeit kam ihm die eigene Bewegung wieder natürlich, ungekünstelt vor. Er hatte in seinen Körper zurückgefunden.

Sie wußte nicht, wie lange sie getanzt hatte. Sie wußte nicht, ob sie jemals aufgehört hätte zu tanzen, wenn nicht ein Song gekommen wäre, der sie nicht berührte. Ihr T-Shirt, ihre Haare waren naß vom Schweiß. Sie blieb stehen, dort wo sie war, und wartete, ob sie nicht doch noch ein Gefühl für den neuen Rhythmus bekommen würde. Aber es kam nichts. Sie war durstig. Langsam, sicher in der Dunkelheit und im Dröhnen, suchte sie einen Weg durch die Tanzenden. Sie sah nicht die Körper, nur die Zwischenräume. Etwas in einer Bewegung war ihr vertraut. In einer Drehung schien ihr, als sähe sie Steves Gesicht. Jetzt bin ich übergeschnappt, dachte sie. Oder ich träume. Sie drehte sich nicht um, ging zur Bar und holte sich ein Bier. In einem anderen Land, zu einer anderen Zeit, wäre sie jetzt hinausgegangen, hätte die Kleider ausgezogen und im Meer gebadet. Das wäre sehr schön gewesen.

Sie stand und schaute. Sie trank vom Bier und kam langsam wieder zu Atem. Da drüben ist Steve, dachte sie. Das kann nicht sein. Ich glaube nicht, daß ich träume. Das alles ist viel zu real. Man kann im Traum nicht hören, sehen, fühlen und riechen - gleichzeitig. Vielleicht ist es jemand, der ihm ähnlich sieht. Sie ging näher an die Tanzfläche heran. Er ist es wirklich, dachte sie. Ob er mich gesehen hat? Wenn er mich gesehen hat, warum hat er nichts gesagt? Hätte ich bemerkt, wenn er versucht hätte mich anzusprechen während ich getanzt habe?

Die Zärtlichkeit und die Unruhe kamen wieder, als sie ihm beim Tanzen zusah. Sein Gesicht hatte den selben entspannten Ausdruck wie im Schlaf. Vielleicht sollte ich gehen, dachte sie. Er schafft sich hier einen Freiraum, einen Platz für sich, so wie ich es getan habe. Ich sollte ihm das lassen. Ich sollte verschwinden.

Aber sie konnte es nicht. Seine Gegenwart war es, die sie den ganzen Tag vermißt hatte. Sie konnte jetzt nicht gehen. Sie wußte es, und es gefiel ihr nicht. Ich kann hier stehen bleiben, dachte sie, und ihn anschauen. Das ist nicht schlimm. Verliebt bin ich nun einmal, ich kann es nicht mehr ändern. Vielleicht geht es schneller vorbei, wenn ich mir erlaube, es zu fühlen. Es wird jedenfalls vorbeigehen. Es ist immer vorbeigegangen.

Das Bier stieg ihr schneller zu Kopf, als sie es gewohnt war. Das kommt von der Bewegung, dachte sie. Ich hätte vielleicht ein Mineral nehmen sollen. Aber es war kein unangenehmes Gefühl. So konnte sie sich selbst mit Abstand betrachten.

Was sollte er denken, wenn er sie jetzt sehen würde? Verschwitzt und beschwipst. Sie sah wohl kaum wie die einsame Künstlerin aus, die sie so gerne spielte. Eher wie ein Junkie auf Urlaub. Die einsame Künstlerin, dachte sie, die ich schon lange nicht mehr bin. Wann habe ich zuletzt etwas Kreatives gemacht? Wahrscheinlich ist das alles nur ein Traum. Viele glauben, Künstler zu sein, zwischen 15 und 25. Bei mir hat es ein bißchen länger gedauert. Ich sollte akzeptieren, daß es vorbei ist.

In dieser Umgebung, bei dieser Musik, unter dem Einfluß des Biers fiel ihr das nicht schwer. Es gibt auch andere Dinge, für die es sich zu leben lohnt, dachte sie. Einen Abend wie diesen. Spaziergehen im Wald. Urlaub am Meer. Einen Menschen wie Steve. Sie lachte, als sie das dachte. Einen Menschen wie Steve, der nie zu meinem Leben gehören wird. Aber es gibt ihn. Er lebt. Er tanzt vor meinen Augen.

Sie hätte auch gerne weitergetanzt. Aber jetzt, wo sie wußte, daß er da war, konnte sie nicht mehr loslassen.

Er hatte sie immer wieder kurz gesehen, während er tanzte. Das war gut gewesen. In einer Drehung. Von der Seite. Ein Aufblitzen ihres T-Shirts ein paar Körper entfernt. Obwohl sie nichts von seiner Gegenwart wußte, fühlte er sich zum ersten Mal seit langer Zeit nicht allein.

Jetzt aber hatte er seit einiger Zeit schon nicht mehr im Blickfeld gehabt. Während er weitertanzte, versuchte er, sie zu finden. Es gelang ihm nicht. Sie ist gegangen, dachte er. Sie hat mich gesehen und ist gegangen. Ich hätte mich nicht in ihre Freiheit einschleichen dürfen. Er verlor den Rhythmus, weil er dachte. Er verlor die Musik. Langsam ließ er sich an den Rand der Tanzfläche schieben. Sein Hochgefühl, seine Selbstverständlichkeit waren schlagartig verschwunden. Ich hätte stehen bleiben sollen, dachte er. Ich hätte ihr zusehen können, und wenn sie aufgehört hätte zu tanzen, hätte ich ihr wie zufällig begegnen können. Jetzt ist sie gegangen. Ich werde sie nie wieder sehen.

Er ging in Richtung seines Tisches, um zu sehen, ob wenigstens sein Bier noch da war.

Sie hatte einen Moment lang nicht aufgepaßt. Sie hatte in die Musik, in die Nacht hineingeträumt. Plötzlich tanzte er nicht mehr. Sie sah, daß er auf sie zukam. Was soll ich jetzt sagen, dachte sie. Sie wollte weglaufen. Und zu ihm hinlaufen. Sie blieb, wo sie war.

Er achtete nicht auf die Leute, versuchte nur, sich einen Weg zu seinem Tisch zu bahnen. Es war doch ziemlich voll geworden. Zeit zu gehen, dachte er, sie ist ja auch gegangen. Ich werde mein Bier austrinken, dann nehme ich ein Taxi zum Flughafen. Darauf soll's nicht ankommen.

Plötzlich stand sie da. Keine 5 Meter weit. Sie hatte ihn gesehen. Sie schaute ihn an. Obwohl er meinte, er wäre zu Eis erstarrt, bewegten sich seine Füße weiter. Zu ihr hin. Was sage ich, wie begrüße ich sie, dachte er. Da stand er schon vor ihr.

Die Musik war so laut, daß es fürs erste genügte, einander anzulächeln. Und genau das taten sie. Denn obwohl sie beide den Kopf voller Gedanken hatten, hätte keiner von ihnen gewagt, etwas davon auszusprechen. Steve hatte seine Atemlosigkeit vom Tanzen als Ausrede. Monika faßte sich schließlich. Du hast toll getanzt, sagte sie. Weil sie nicht wußte, was sie sonst tun konnte, bot sie ihm ihr Bier an.

Er verstand nicht, was sie sagte. Die Musik war zu laut. Sie sieht aus, als würde sie sich freuen, mich zu sehen, dachte er. Ach was. Sie ist gut drauf, das ist alles. Er nahm nicht das Glas aus ihrer Hand. Ich hab selbst eins, da drüben, schrie er. Kommst du mit zum Tisch?

Monika nickte. Er hätte beinahe ihre Hand genommen, um sie nicht gleich wieder zu verlieren. Stattdessen versuchte er, Raum um sie, für sie zu schaffen.

Sie bemerkte und staunte. Das hat noch nie einer getan, dachte sie. Er versucht, mich zu beschützen. Er weiß nicht, daß ich hier zu Hause bin.

Sie kamen zum Tisch. Es war kein Sessel in der Nähe, und sie setzten sich nebeneinander auf die Bank. Er nahm sein Bier, prostete ihr zu. Sie tranken.

Wieder einmal saßen sie schweigend. Einander gegenüber. Nur schreiend wäre eine Verständigung möglich gewesen, und schreien wollte keiner von beiden. Sie saßen einfach da, schauten einander an und waren froh über die Musik. Das Bier schmeckte wieder. Und wurde leer.

„Laß uns woanders hingehen“ sagte Monika und unterstrich ihre Worte durch eine Handbewegung in Richtung Tür. Steve nickte, und sie standen auf.

Er überlegte kurz, ob er Rucksack und Gitarre nicht einfach liegenlassen sollte. Damit sie keine Fragen stellen konnte. Plötzlich bemerkte er, daß er keine Angst hatte. Ich habe keine Angst vor ihren Fragen, dachte er. Sie kämpften sich durch in Richtung Eingang. Monika stellte sich an der Garderobe an. Natürlich, dachte Steve, hier hätte ich meine Sachen auch lassen können.

Die Musik war viel leiser hier draußen. Er blieb stehen, zündete sich eine Zigarette an. Nicht den Überblick verlieren, dachte er. Morgen fahre ich weg. Ich habe es beschlossen. Ich will es so. Es fiel ihm nicht leicht, das noch zu glauben. Was er wollte, war sie. Ihre Gegenwart. Ihre Zärtlichkeit. Sex. Aber das hilft mir nicht weiter, dachte er. Ich muß jetzt etwas tun. Einmal in meinem Leben muß ich etwas tun, anstatt die Dinge passieren zu lassen. Das darf ich nicht vergessen.

Da stand sie vor ihm, hatte ihre Jacke gekriegt und schaute ihn an. „Was hast du vor?“ fragte sie mit einem Blick auf seinen Rucksack. „Ich war heute einkaufen“, sagte er, „Ich will doch bald wegfahren“. Sie nickte. Keine Angst, dachte er, das macht es aus. Ich habe es gesagt, sie hat es akzeptiert. So einfach ist das.

Sie gingen die Stiegen hinauf, mußten späten Neuankömmlingen ausweichen. Oben an der Tür standen sie plötzlich Hand in Hand, wußten beide nicht so recht, wie das gekommen war. Aber es war angenehm. Beiden war es angenehm. Vorsichtig gingen sie los, durch den frischen Schnee, bemüht, einen Gehrhythmus zu finden, der die Natürlichkeit ihrer Berührung nicht beeinträchtigte. Das war nicht leicht, beide rutschten auf viel zu glatten Sohlen, sie hielten einander vom Hinfallen ab, lachten darüber. Was für ein Glück, dieser Schnee, dachte Monika. Sie war mehr ausgelassen als betrunken, griff eine Handvoll Schnee und bewarf ihn damit, er muß sich rächen, dachte sie, und das tat er, und in dem folgenden Gerangel waren sie sich plötzlich sehr nahe, und es war einfach, einander zu küssen. Einfach und schön.

Selbst als die Kälte sich in ihre Umarmung einschlich, war es einfach, sich wieder auf den Weg zu machen, zuverlässlicher ineinandergelegt die Hände jetzt, und einfach war sogar zu sagen: „Das wollt ich schon sehr lang.“ - „Ich auch. Warum hast du's nicht getan?“ - „Weil... warum hast du's nicht getan?“, und gegenseitig zogen sie sich weiter, immer schneller der warmen Wohnung zu, der Weg war in dieser Nacht nicht so weit wie sonst.

Endlich drehte sich der Schlüssel im Schloß, und immer noch war alles einfach, war einfach, weil sie ja überall den Schnee hatten, naß waren von ihrem Herumgebälge, war einfach zu begründen: „Die kalten, nassen Sachen müssen wir ausziehen, sonst holen wir uns den Tod!“.

Nur einen Augenblick noch war es nicht so einfach: Nackt, einander zugewandt, wagte augenblickslang keines von beiden den ersten Schritt zu tun. Dann aber gleichzeitig doch. Und lachten wieder miteinander. Und führten, zogen, küßten einander hinein ins Wohnzimmer, wo geduldig und bereit die Couch wartete. Und soviel Zärtlichkeit hatten sie füreinander. Mit Händen, Mündern, Körpern. Haut gegen Haut. Und nichts war mehr kalt. Erforschten sich, einander. Und waren sich doch nicht fremd. Als hätten sie sich lange schon gekannt. In einem anderen Leben, dachte Monika, dann dachte sie nicht mehr. War erfüllt. Und Steve: War eins mit sich und mit der Welt. Ganz ohne Angst. Ohne den Tod. Nur zärtlich. Lust.

Dann war es lange still. Still lagen die beiden ineinander, schliefen nicht. Dieses Gefühl behalten, solange es geht. In alle Ewigkeit, dachte Monika. Nie mehr bewegen, dachte Steve.

Aber dann war eine Hand eingeschlafen, ein Haar juckte im Gesicht. Natürlich nicht die Ewigkeit. Natürlich löste man sich voneinander. Nicht ganz. Ein Arm um eine Schulter, eine Hand an einer Hüfte. „Das Bett ist bequemer.“ Murrte Monika. Nicht trennen jetzt, dachte sie.

Das Bett war bequemer. Und nahm sie beide auf, so wie sie waren. Verschwitzt. Sexgeruch. Rauch in den Haaren. War besser als die schöne neue Deowelt. Ganz nahe aneinander. Streichelten noch, müde. Schliefen ein.



Nacht. Stille. Sie stand am Herd und wartete, daß das Teewasser heiß würde. Er hatte Angst. Angst, ohne sie zu sein, und Angst, nie wieder ohne sie zu sein. Das war nicht richtig. Es war nicht richtig, daß er Angst hatte.

Er stand auf und ging zu ihr hin. Sie schaute ihn an, lächelnd, aber fragend, und statt einer Antwort nahm er sie in die Arme, vielleicht funktioniert das, dachte er, und so war es auch, sie schien es zu genießen, auch noch als er sie sanft und vorsichtig umdrehte, als wollte er besseren Halt gewinnen dadurch, daß er sie zwischen sich und der Wand festhielt. Sie war Beute und es schien ihr zu gefallen. Ich kann dich jetzt nicht küssen, dachte er, als er ihren leicht geöffneten Mund anschaute, die Welt schien aus Detailaufnahmen zu bestehen, Monikas Mund, Monikas Augen, Monikas Haar, er konnte kein Gesamtbild sehen und er konnte sie jetzt nicht küssen, er begann sich die Zusammenhänge zu ertasten, mit der linken Hand, die Rechte hatte anderes zu tun, aber die Linke streichelte ihren Körper, hatte sich erst in ihr Haar verirrt und bewegte sich dann langsam über den Hals, die Schultern, ganz leicht nur über ihre Brust, stärker dann über die Hüften und seitlich wieder über die Rippen hoch, dann nach hinten um den Rücken, und wie zufällig drückte er sie an sich, zog sie weg von der Wand; wie zufällig, aber nicht zufällig: Denn die Rechte hatte inzwischen gefunden, wonach sie gesucht hatte, einen fremden, kalten Gegenstand, den er nicht sehen konnte, so wenig wie sie, aber er hielt ihn in der Hand. Leicht drehte er sie jetzt wieder in die andere Richtung, um Raum zu gewinnen, ihre Augen, fragend immer noch, erwartungsvoll gleichzeitig, waren alles, was er sah, und er wußte, er konnte es nicht tun, solange sie in ansah, er konnte überhaupt nichts tun, war gefangen in diesen Augen, konnte sich nicht bewegen, die Zeit stand still, die Luft war schwer wie Wasser, bis er dachte: „Mach die Augen zu!“ - und sie tat es, als hätte sie ihn gehört. Als hätte jemand die Welt von Standbild auf Fast forward gestellt, wirbelte er sie nun herum, hatte ihren Rücken vor sich, und als ihr leises erschrockenes Aufseufzen bis zu ihm gedrungen war, war es schon vorbei, steckte das Messer bereits in ihrem Rücken, war sie bereits gefallen und das Blut breitete sich aus, sie hatte nicht geschrien, oder hatte sie? Er hatte nichts gehört. Er stand bewegungslos und sah zu, wie der rote Fleck am Boden immer größer wurde, während ein Teil seiner Gedanken sich damit beschäftigte, ob sie jetzt noch zu retten wäre, doch er wußte, daß es zu spät war. Er hatte es getan. Als wäre es vorher laut gewesen, breitete sich jetzt Stille aus und war Bedrohung und Rettung zugleich.

Dann fand er sich am Tisch sitzend, ohne zu wissen wann und ob er sich gesetzt hatte, er starrte den Platz an, auf dem sie gestanden war, bevor er zu ihr hingegangen war, er starrte den Platz an, doch was er sah, waren immer wieder ihre Augen, immer wieder ihr Mund, immer wieder ihr Rücken, auf dem ein kleiner roter Fleck entstand, der sich ausbreitete, immer schneller, bis die ganze Küche, die ganze Welt in einem Meer von rot versank, und er begriff, daß er etwas Schlimmes getan hatte, doch das Schlimmste war nicht ihr Tod: das Schlimmste war, daß er nie erfahren würde, was sie gedacht hatte in diesem letzten, endlos langen Augenblick. Und weil ihm das so wichtig schien, wußte er, daß es richtig gewesen war, sie zu töten.

Als er erwachte, wagte er sich nicht zu bewegen. Ein Gewicht wie von der ganzen dunklen Welt lag auf seinem Brustkorb. Die Bilder aus seinem Traum waren immer noch da. Überdeutlich. Ihre Augen, dachte er. Und dann: Es war nur ein Traum. Ich habe ihr nicht wirklich wehgetan. Ich habe ihr doch nicht wehgetan? Einen Moment lang schien der Raum um ihn beängstigend leer, beängstigend still zu sein. Dann hörte er ihren Atem, fühlte ihre Hand neben der seinen, so nahe, daß sich die Härchen ineinander verfangen. Es kitzelte, und jetzt konnte er sich auch wieder bewegen, konnte tief Luft holen, und er nahm sie in den Arm, sie erwachte nicht davon, bewegte sich im Schlaf, bis sie wieder bequem lag, und er hielt sie, grenzenlos erleichtert über das Leben, das er in ihrem nackten Körper fühlte.

Eine Ewigkeit lag er so, seinen ganzen Körper als Schutzschild um sie aufgebaut, als wäre es ein anderer gewesen, der sie eben noch, im Schlaf, verletzen, töten wollte, er lag ruhig da, während die Gedanken in seinem Kopf wild durcheinanderwirbelten.

Irgendwann mußte er doch noch einmal eingedöst sein, er erwachte davon, daß sie sich bewegte, sich halb befreite aus der engen Umarmung, in die er sie gezwungen hatte, jetzt lag ihr Kopf auf seiner Brust, und er war erfüllt von hilfloser, schmerzender Zärtlichkeit. Es könnte so bleiben, dachte er. Das könnte ein guter Anfang gewesen sein. Aber die Bilder aus dem Traum standen immer noch vor seinen Augen. Es ist meine Angst, dachte er. Meine Angst vor den Menschen. Ich muß einen Weg finden, damit umzugehen. Ich muß meinen Weg finden.

An den Rändern der Rollos sah er einen hellen Streifen. Es ist Tag, dachte er. Natürlich. Wann sind wir heimgekommen? Um 5, halb 6? Und sind noch lange nicht schlafen gegangen. Die Erinnerung an ihre warme Zärtlichkeit erregte ihn von neuem, und er begann, sie zu streicheln. Nach einer Weile erwachte sie, und sie liebten sich noch einmal, schlaftrunken, träge. „So schön“ murmelte Monika weit weg. So schön, dachte Steve, oder vielleicht sagte er es auch, das wußte er nachher nicht mehr genau. Eine Weile blieben sie so liegen, einer im anderen gefangen, dann befreite er sich, stieg vorsichtig, langsam aus dem Bett. „Noch nicht aufstehen“ murmelte Monika, und er beruhigte sie. „Bin gleich wieder da.“

Er ging ins Badezimmer, duschte lange und ausgiebig, als könnte er damit die einsetzende Schwermut aus seinem Körper spülen. Dann zog er sich an. Schnell schrieb er ein paar Zeilen auf einen Zettel, nahm Rucksack und Gitarre und ging aus der Wohnung. Leise zog er die Tür hinter sich zu. Der Weg die Treppen hinunter schien ihm eine Ewigkeit zu dauern. Als er auf die Straße hinaustrat, weckte ihn der kalte Wind vollends auf. Ich bin ein Idiot, dachte er. Es ist vielleicht der Fehler meines Lebens, jetzt zu gehen. Er ging weiter.

Es war der 24. Dezember, jener Tag, den andere den „heiligen“ Abend zu nennen pflegen. Monika hatte endlich geschafft, was sie sich seit Jahren gewünscht hatte: Ein „heiliger“ Abend ohne Fest, ohne Familie, ohne albernes Herumgetue. Für Leute wie uns, die nicht oder doch kaum mehr an dieses ganze katholische Zeug glauben, ist das doch die einzige Art, ehrlich zu sein, hatte sie ihrer Mutter erklärt, doch die hatte sie natürlich nicht verstanden. Ach was Kirche, hatte sie gesagt, das ist eine Tradition. Monika hatte aufgehört zu diskutieren. An diesem Vormittag - als sie wußte, daß ihre Mutter nicht da sein würde - hatte sie angerufen, mit ihrem Vater gesprochen und ihre Nicht-Teilnahme an den heutigen Festivitäten verkündet. Das war der einfachste Weg.

Jetzt saß sie da, vor einer Portion Spaghetti und einem Dosenbier, und hätte eigentlich zufrieden sein müssen. Vielleicht hätte ich nicht ausgerechnet eine Bruce Springsteen CD auflegen sollen, dachte sie, aber sie war bereits in dieser Stimmung gefangen. Verdammte Einsamkeit. Sie schob den halbvollen Teller beiseite und lehnte sich im Sessel zurück. Eine Zigarette, dachte sie, dann abwaschen. Ein gutes Buch, vielleicht mache ich eine Flasche Wein auf. Ich sollte mir wieder einmal etwas richtig Schönes gönnen. Seit Steve weg war, hatte sie nur gearbeitet, endlich hatte sie diese Übersetzung fertig, in ein paar Tagen müßte das Geld auf ihrem Konto sein, dann könnte sie wieder etwas für sich tun. Vielleicht fahre ich trotzdem auf Urlaub, dachte sie. Irgend jemand wird sich wohl finden, der sich um die Katze kümmert.

Noch einmal nahm sie den Zettel zur Hand, der seit paar Tagen auf dem Tisch lag. „Guten Morgen“, stand da. „Ich danke dir für diese wunderbare Nacht. Ich danke dir dafür, daß ich ein paar Stunden lang den Traum träumen durfte, es gäbe noch Liebe, Zärtlichkeit für mich. Vielleicht bedeutet das, daß ich die Hoffnung nicht aufgeben muß. Vielleicht gibt es noch etwas Schönes für mich auf der Welt.“

Ich weiß, daß ich dich nicht in mein schwarzes Leben hineinziehen darf. Ich hätte schon viel früher gehen müssen, aber ich hatte nicht die Kraft. Du hast mir so viel gegeben, und ich habe dir nichts wiederzugeben. Vielleicht sehen wir uns wieder, irgendwann. Ich fahre jetzt zum Flughafen. Ich werde etwas Neues anfangen, irgendwo, und bete darum, daß ich noch eine Chance bekomme, ein richtiger Mensch zu werden. Danke für alles. Steve.

PS: Das Geld schicke ich dir, sobald es irgendwie ausgeht.“

Pathetischer Idiot, dachte sie, wie jedesmal, wenn sie den Zettel in die Hand nahm. Aber heute stellte sie zu ihrer Überraschung fest, daß sie Tränen in den Augen hatte. Wütend knüllte sie den Brief zusammen und warf ihn in die Ecke. Wir hätten es schön haben können, dachte sie, was für eine Scheiße ist das. Wo mag er jetzt sein? Alle ziehen weit weg, alle brechen auf in neue Welten, neue Leben. Nur ich bin noch hier. Sie nippte vorsichtig am Bier, weil sie wußte, daß jede Andeutung von Schwips eine salzigfeuchte Katastrophe auslösen würde.

Und Silvio, dachte sie. Das alte Arschloch. Er hatte eine Karte geschrieben, ein Meeresstrand war darauf zu sehen. Auf der Rückseite standen herzliche Weihnachtsgrüße. Mit einer zornigen Handbewegung schaltete sie das Licht aus. Sie saß eine Weile im Dunkeln. Silvio wird wohl gerade vor der Weihnachtsgans sitzen, mit seiner neuen Gans. Er hat immer so gerne gefeiert. Wahrscheinlich hebt er sogar sein Glas auf seine alte Gans. Auf mich. Sentimental ist er auch immer gewesen.

Sie nahm einen tiefen Zug von der Zigarette, um den Knoten aufzulösen, der ihr im Hals saß, doch es war zu spät. Die Tränen flossen schon. Die rote Glut der Zigarette wurde zu einem verschwommenen Glanzlicht, und sie biß sich fest in die Hand, um auf den Boden zurückzukommen. Als das nichts nützte, gab sie nach, heulte lange und ausgiebig, im vollen Bewußtsein ihrer Lächerlichkeit.

Auch nachdem es vorbei war, blieb sie so sitzen, im Dunkeln, zündete sich eine neue Zigarette an. Das Telefon läutete. Sie hob nicht ab. Der Anrufbeantworter würde ihre Anwesenheit überzeugend verleugnen.

Es war ihre Mutter, die ihre Meinung über Monikas heutiges Fernbleiben laut und deutlich kundtat. Wäre die AUFNAHMEZEIT des Anrufbeantworters nicht auf eine Minute beschränkt gewesen, hätte sie sicherlich eine halbe Stunde weitergemacht. So aber wurde ihr letzter Satz mitten im Wort abgeschnitten, und diese Radikalität technischer Unbarmherzigkeit gab Monika ein Gefühl der Befriedigung. Über das sie wiederum lächeln mußte. Warum schaffe ich das selbst nie, dachte sie.

Sie saß still im Dunkeln und wartete darauf, daß auch dieser Tag zu Ende ging. Vor dem Fenster, einen halben Zentimeter über dem gegenüberliegenden Hausdach, schwebte der volle Mond. Weihnachten und Vollmond, dachte sie, was könnte schlimmer sein?

In dieser dunkelsten aller Stimmungen fühlte sie eine neue alte Kraft erwachen, die sie lange nicht mehr gespürt hatte. Ich bin, dachte sie. Ich weiß nicht, wer ich bin, ich weiß nicht, wozu ich bin. Aber ich bin. Das genügt. Wenn sonst nichts ist, muß das genügen.

Irgendwo muß noch Farbe sein, dachte sie. Die schwarze Farbe, von der ich viel zu viel gekauft habe, als ich den Kasten im Schlafzimmer hergerichtet habe. Sie fand die Dosen ganz hinten im Küchenschrank. Die Rolle und die Pinsel waren auch dort. Ohne Vorbereitungen, ohne sich umzuziehen, begann sie, das Schwarz im Zimmer zu verteilen. Boden, Wände, Möbel. Bücher, Lampen, Pflanzen. Die Mattscheibe des Fernsehers. Flächen, Muster, Streifen von Schwarz, vereinzelt zuerst, begannen zusammenzuwachsen zu einem Ganzen. Soweit die Farbe reichte. Im Acrylmalkasten, den ihr jemand vor Jahren geschenkt hatte, mußte auch noch eine Tube schwarz sein. Es war ein anderes Schwarz: Es glänzte. Anstatt endlich aufzuhören, packte sie auch noch die anderen Farben aus. Ein Tupfer rot. Ein gelber Streifen. Ein Hauch von Grün. Ich bin, dachte sie, diesmal zuversichtlicher. Ich lebe.